Sammlung
der
merkwürdigsten
altdeutschen Geschichten.

Drey und zwanzigster Band.

Enthält
Gebhard Truchses von Cöln,
erster Theil.

Frankfurt und Leipzig
1792.

g. n. 3450

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gebhard
Truchses von Waldburg
Churfürst von Cöln,
oder
die astrologischen Fürsten.

[von Benedikte Naubert]

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig
1792.

Die Hofsitte zu Kaiser Maximilian des zweiten Zeiten war etwas steif, und man unterließ nichts, sie immer noch steifer zu machen. Man nannte den herrschenden Ton spanische Grandezza, und glaubte, nicht genug davon annehmen zu können, damit kein Auge die Hoheit des Hauses verkennen möchte, das nun seit so manchem Jahrhunderte dem deutschen Reiche Kaiser, und den höchsten Thronen Europens Könige und Fürsten, Königinnen und Fürstinnen gab.

Kaiser Maximilian hatte viele Kinder, welche sich zu größtem Anstoß der steifen auf Fürstenwürde haltenden Höflinge so herzlich liebten, als wären sie von den niedrigsten im deutschen Reiche entsprossen gewesen. Der älteste Prinz Rudolf beweinte unabläßig den Tod dreyer liebenswürdiger Schwestern, die eine epidemische Krankheit in einem Zeitraum von sieben Tagen aus dem Zirkel seiner und ihrer Spielgefährten entrissen hatte; er fand keinen Trost, als

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

in dem Umgang seines Bruders Mathias, der ein Jahr iünger als er, mit mehr Munterkeit begabt, als der junge Rudolf, und seiner ganz mächtig, in kurzem wohl so viel vermocht haben würde, seinen Bruder aufzuheitern, ungeachtet seine Schwermuth würklich weiter gieng, und ein ernsteres und daurenderes Ansehen hatte, als man sonst bey Kindern von zehn und eilf Jahreu wahrzunehmen pflegt.

Man wollte dem jungen Rudolf nicht zugeben, Trost und Beruhigung auf dem Wege zu suchen, wo gemeine Kinder sie ungesucht zu finden pflegen; man glaubte, die Krankheiten eines künftigen Kaisers dürften nicht auf alltägliche Art geheilt werden, und — daß ich es kurz mache, man gönnte den jungen Prinzen das Glück nicht, sich Brüder zu seyn, und frühzeitig den Grund zu einer Freundschaft und Vertraulichkeit zu legen, die in künftigen Zeiten aller Hofintriguen spotten, und die Kabale gänzlich vom Throne verbannen könnte.

Rudolfs Oberhofmeister, Wilhelm, Freyherr von Truchseß Waldburg, war ein redlicher, schon etwas bejahrter Mann, dem wir nicht zutrauen wollen, daß er an den Planen Theil gehabt habe, welche arglistige Höflinge geneigt machte, die Bruderliebe der beyden Prinzen zeitig zu stören; aber er war ein ernster Anhänger der Hofsitte, stolz,

wie ein Spanier, und steif und feyerlich, wie Romerich, Kaiser Friedrichs Ehrenhold in seinem Persevantenkleide.

Die geselligen Thränen des jungen Rudolfs und Mathias über ihre kleinen Schwestern behagten ihm so wenig, als die Knabenspiele, die der letzte zuweilen hervorbrachte, seinen finstern Bruder aufzuheitern. Er verfügte sich mit gehöriger Beobachtung des Ceremoniels, das er völlig inne hatte, und von welchem er auch bey den allerzufälligsten Zufällen nicht ein Haarbreit abwich, zu kaiserlicher Majestät, und kam nach Verfluß der bis auf die Minute bestimmte Zeit mit dem Bescheid zurück, daß die Sache, welche er in Vortrag gebracht, des förderſamsten sollte in Ueberlegung gezogen, entschieden, und die nöthigsten Papiere darüber ausgefertiget werden.

Im Grunde hatte der Freyherr von Waldburg nichts weiter in Vortrag gebracht, als daß zuweilen in den Spielen des Prinzen Mathias mit dem Prinzen Rudolf muthwillige Knabenstreiche vorfielen, deren ersterer sich gegen letztern, als seinen ältern Bruder, und geliebts Gott künftigen Kaiser, billig enthalten sollte; daß Prinz Rudolf in der Einsamkeit noch immer fortfahre, seine Schwestern, die durchlauchtigsten Prinzeßinnen Maria, Margaretha

und Eleonora zu beweinen, und daß um solchen doppelten, obgleich verschiedenen Unheil abzuhelfen, das beste seyn würde, die Prinzen zu trennen, und besonders den iungen Rudolf, durch Veränderung des Orts, andere Ideen beyzubringen.

Kaiser Maximilian, weit weniger stolz und hochtrabend als seine Hofleute, welche sich viel darauf wußten, mit Kaiser Ferdinand in Spanien gewesen zu seyn, und von daher spanische Sitte herüber gebracht zu haben, lächelte ein wenig zu dem Vortrag des Freyherrn von Waldburg, doch war er mit dem Schluß desselben nicht unzufrieden. Er war seit einiger Zeit selbst gesonnen, seinen ältesten Sohn ausser Landes zu schicken; er sagte dieses dem Mentor des jungen Rudolfs, und schien geneigt, ihm sogar den Ort zu benennen, welchen er sich zur Schule des Prinzen auserkohren hatte. Aber Waldburg hätte nicht die Welt genommen, so etwas vor Verlauf der zu Entschließungen solcher Art bestimmten Zeit zu wissen, und er hatte also einige Wochen später erst das entzückende Vergnügen zu erfahren, das Alkala de Henares, Kaiser Ferdinands Geburtsort, den Ruhm haben sollte, dem deutschen Reiche, — wie Waldburg sich ausdruckte, — einen Kaiser erzogen zu haben.

Spanien wiederzusehen, wo er die schönsten Tage seines Lebens zugebracht hatte, sich daselbst als

der genossenen Ehre und Herrlichkeit noch einmal zu erinnern, und bey den Spaniern noch einmal in die Schule zu gehen, um ächte Würde und Majestät im Betragen zu lernen, das war in der That ein Gedankenfest für den feyerlichen Alten; und er fieng zeitig an, alle Zubereitungen zu der großen Reise zu machen.

Ein wenig fand er freylich seine Rechnung verrückt, als ihm unter den Fuß gegeben wurde, seine Anstalten etwas einzuschränken, und sich nicht einzubilden, daß der Kaiser seinen Sohn mit alle der Pracht und dem ganzen weitläuftigen Gefolge werde reisen lassen, das ihm als einem der größten Prinzen Europens zukomme. Die Wissenschaften, sagte der weise Maximilian, und die Tapferkeit hassen an ihren Lehrlingen den blendenden Glanz und die Spuren der Hoheit. In der Schule der Niedrigkeit sind unsere größten Helden und Krieger gebildet worden, und wollte Gott, ich könnte meine Söhne ganz vergessen machen, daß sie gebohrne Fürsten sind; erst dann würden sie die Throne, die sie einst besizen sollen, wahrhaftig zieren.

Der Freyherr von Waldburg mußte sich also gefallen lassen, seine Plane einzuschränken, und den Reiseetat seines Prinzen sehr ins kleine geschmolzen zu sehen. Die Liste von Rudolfs Gefolg, als er sie dem Kaiser überreichte, enthielt nur noch ausser dem

höhern Personale, welches unmittelbar um den Prinzen seyn sollte, etwa zwanzig Hofkavaliers, und noch einmal so viel Bediente von der niedern Classe; der Kaiser lächelte, strich aus, gab dem Oberhofmeister die List zurück, und zu großer Bestürzung des feyerlichen Alten waren nur die Namen des höhern Ranges, und die Namen von ein paar alten, als treu bewährten Kammerdienern stehen geblieben.

Maximilian liebte und schätzte den Freyherrn von Waldburg würklich, wie er verdiente, schon die Stelle, die er ihm bey seinem Sohne anvertrauet hatte, bewies es. Er wollte ihn durch die gänzliche Verwerfung seiner Anlagen nicht kränken, selbst in dem, was er jezo gethan hatte, lag der schmeichelhafteste Vorzug, den das Geschlecht der Truchsesse von Waldburg nur erwarten konnte; jedermann war von der Liste ausgestrichen, ausser der Freyherr von Waldburg selbst, und seine beyden Söhne, Gebhard und Karl, Jünglinge, die von dem väterlichen Schlosse vor kurzen erst nach Hofe gekommen waren, und in der That den Vorzug verdienten, welchen ihnen der Kaiser hier beylegte.

Der Oberhofmeister müßte kein Herz gehabt haben, wie er es würklich hatte, wenn er nicht in diesem Zuge alles gefühlt hätte, was ihn der Kaiser darin wollte fühlen lassen; er war gerührt, er dankte, ließ sich wegen dieses Zeichens kaiserlicher Gnade die Zer-

trümmerung seiner Entwürfe gefallen, und dachte bey sich selbst, daß im Grunde das Geschlecht der Truchsesse von Waldburg den Vorzug wohl verdient habe, welchen ihm der Kaiser zum Nachtheil so vieler andern beylegte.

Das Geschlecht, zu welchem der alte Freyherr sich zählte, war in der That eins der ersten Deutschlands, und hatte sich von uralten Zeiten her bey Königen und Kaisern, durch tapfere Thaten berühmt und beliebt gemacht: sie fielen jezt den Urenkel so tapferer Ahnen alle nach der Reihe ein, indem er den Kaiser verließ, und er war eben mit seinen Gedanken bey Conradins *)

*) Die Geschichte des unglücklichen Conradins ist bekannt. Der junge Heinrich Truchses von Waldburg war einer von den wenigen, die mit ihm zum Tode geführt wurden. Conradin bat auf dem Schaffott um eine Gnade; sie ward ihm, ausgenommen sein und seines Freundes Friedrich Leben, verwilligt. Gern hätte der junge Prinz all seine unschuldigen Todesgefährten gerettet, aber man gewährte ihm nur das Leben des einen. Er wählte Heinrich Truchsessen, gab ihm Ring und Handschuh, und schickte ihn mit denselben und der Trauerbotschaft von seinem Tode, zu Petern von Arragonien, seinem Schwager, der Heinrichen den Ring seines Herrn zum Andenken ließ, ihn mit dessen Wappen begnadigte, und in seinen Diensten behielt.

Ringe, den Herr Heinrich Truchses von Waldburg, Petern von Arragonien überbrachte, und dafür das Wappen seines unglücklichen Herrn, drey schwarze Löwen im güldnen Felde, von ihm zu dem seinigen geschenkt bekam, als ihm der Kaiser einen Kämmerling mit der Bestättigung des Freyherrntitels für seine Söhne zusandte, den er bisher als das Oberhaupt seines Hauses allein geführt hatte.

Maximilian hatte bey dieser Begnadigung wohl schwerlich an Conradins drey Löwen gedacht, aber der Oberhofmeister fand eben um derselben willen die kaiserliche Gnade wieder ganz natürlich und wohl verdient, und vergaß nicht, seine Söhne, als er ihnen die erlangte Ehre ankündigte, zu erinnern, daß die Ansprüche ihres Hauses groß, und keine der Ehrenstaffeln, die sie vor sich sähen, ihnen unerreichbar wär.

Wilhelm von Waldburg hätte diese Erinnerung bey seinen Söhnen nicht nöthig gehabt. Stolz, Trieb zur Größe und kühne Hoffnungen waren ihnen angebohren, waren durch die Erziehung einer so edlen als stolzen Mutter, einer gebohrnen Gräfin von Mansfeld, genährt, und jezt am kaiserlichen Hofe durch den erhaltenen Vorzug von neuem angefacht worden.

Maximilian hatte bey diesem Vorzug, den er den jungen Waldburgen gab, nichts von dem, worauf

sie oder ihre Väter stolz waren, zum Augenmerk gehabt, sondern vielmehr das einzige, was die Jünglinge demüthigte, und den Wahn in ihnen erregte, sie zeigten sich am kaiserlichen Hofe bey weitem nicht in dem gehörigen Lichte.

Beyde waren in der Dunkelheit ihrer Provinz erzogen, beyde sahen jezt die große Welt zum erstenmal, und beyde hatten in der Stille, in welcher sie ihre frühsten Jahre verlebten, zwar eine Menge gründlicher Kenntnisse und Fertigkeiten, aber nichts von der glänzenden Politur an sich genommen, welche im sechzehenden Jahrhunderte sowohl als im achtzehenden nöthig war, Verdienste geltend zu machen.

Dieses war es eben, was dem Kaiser an Waldburgs Söhnen gefiel. Des Aelteren stille Zurückhaltung, das Resultat von der bescheidenen Schäzung seiner Verdienste, und die treuherzige Offenheit des andern, die Folge gänzlicher Unbekanntschaft mit der Weltsitte, nahm den Kaiser ein, und machte ihn entschlossen, seinem Sohne lieber diese guten, unverdorbenen Seelen zu Begleitern zu geben, als die zierlichen Junkern seines Hofes, welche Rudolfs Herzen gerade mit den Gefahren bedrohten, welche sein weiser Vater am meisten von ihm zu entfernen wünschte.

Der Tag der Abreise war angesezt, die Brüder Rudolf und Mathias umarmten sich zum leztenmale, so wie alle Brüder, sie mögen Fürsten oder Bettler seyn, sich umarmen sollten. Die Prinzeßinnen weinten an ihres ältern Bruders Halse, und der Kaiser gab ihm seinen Segen.

Der Freyherr von Waldburg war traurig und mißmuthig beym Abschiede, nicht allein, weil es sich überhaupt geziemt bey einem Abschiede traurig zu seyn, nicht weil er denselben für die kaiserlich Hofetikette zu herzlich fand, sondern, weil er nur einen seiner Söhne mit sich nach Spanien nehmen, und den andern gefährlich krank zurück lassen mußte.

Prinz Mathias, der den treuherzigen Carl Truchses besonders lieb gewonnen hatte, versprach nebst dem Kaiser sich seiner in seiner Krankheit anzunehnehmen, und ihn nach seiner Genesung entweder seinem Vater nach Spanien nachzusenden, oder ihn in seinem Gefolge zu behalten; der Kaiser aber ersezte seine Stelle mit einem andern jungen Edelmanne, der ihn durch eben das stille bescheidene Wesen, das ihm an dem jungen Gebhard Truchses gefiel, eingenommen hatte, und der sich für einen vornehmen Siebenbürgen ausgab, aber niemand am ganzen Hofe bekannt war, als vielleicht dem Kaiser.

Eben dieses war es, was den alten Herrn von Waldburg zunächst der Krankheit seines Sohnes beunruhigte; einen Unbekannten seinem Prinzen zugesellt, ihn mit seinem Sohne in eine Reihe gesezt zu sehen, das war zu viel für seinem Stolz. Zwar hatte der junge Siebenbürge ein edles, fast möchte ich sagen, ein großes Ansehn, zwar führte er den Namen Bathori, welchen König Stephan von Pohlen, dessen Geschlechtsname er war, königlich geadelt hatte; aber dies war nicht genug für den bedenklichen Oberhofmeister, und Prinz Rudolf sowohl als Gebhard Truchses, erhielten eine Menge Regeln, wie sie sich gegen den Fremden behutsamlich zu verhalten hätten, die wohl ganz gut hätten seyn mögen, wären sie nur auf einen andern Grund gebaut gewesen, als den, welchen sich der alte Waldburg von dem Mißtrauen in seinem Herzen anzugeben wußte.

Man langte zu Alkala de Henares an, die Studien des Prinzen wurden eingerichtet, und er bekam, weil Maximilian auch hier sich einer weisen Einfalt befleißigen wollte, nur zwey Lehrer; Don Diego Nunnez de Infantado, ein Ritter des Ordens von

Calatrava, war sein Lehrmeister in den Waffen, und Marianus Scotus, ein alter Augustinermönch, sollte ihn in der Philosophie und andern, damals einem Prinzen nöthigen Wissenschaften, unterrichten.

Gebhard und Bathori waren überall Rudolfs Gefährten, und ob sich gleich hier ein großer Unterschied in den Jahren fand, indem sie schon Jünglinge, er allererst ein Knabe war, so hinterte dieses doch nichts; es ist bekannt, daß Fürsten die Kinderjahre früher zurücklegen, als gemeine Leute, und Rudolfs für sein Alter fast zu ernste Gemüthsart, diente noch mehr den Abstand zwischen ihm und seinen Cavaliers auszugleichen.

Der alte Waldburg sah immer mehr die Unbequemlichkeit eines allzukleinen Hofstaat bey einem großen Prinzen ein. Rudolf mußte Umgang, mußte Zeitvertreib haben, er fand ihn bey den beyden ihm zugesellten Jünglingen. Diejenigen, mit welchen er sprach, spielte, die Waffen und die Wissenschaften trieb, waren die nämlichen, dieses verursachte, daß man einander gewohnt ward, Gewohnheit zog Vertraulichkeit, Vertraulichkeit Freundschaft nach sich, und Freundschaft eines Fürsten mit seinen Hofjunkern schien Waldburgen die höchste Unanständigkeit

unter der Sonne zu seyn. In Rücksicht auf den jungen Gebhard hätte sich so etwas noch entschuldigen lassen; aber Bathori? ein Unbekannter? ein unbemittelter siebenbürgischer Edelmann? denn das ergab sich immer mehr, daß der junge Fremdling nicht reich war, und die Stelle, welche ihm der Kaiser bey seinem Sohne gegeben hatte, wohl nicht blos, wie er vorgab, aus Begierde Spanien zu sehen, angenommen hatte.

Eine andere Herzenskränkung für den deutschen Freyherrn, war der Ordensmeister von Calatrava, Don Luigi de Infantato, des jungen Nunnez Oheim, den wir vorher als Rudolfs Waffenmeister erwähnten; diesem edeln treflichen Manne war eine Art von Oberaufsicht über den Prinzen aufgetragen, und ob er gleich ein Spanier war, so hielt er doch so wenig von der steifen Sitte, in welcher Waldburg die eigentliche Fürstenwürde suchte, daß darüber mancherley Zwist und getheilte Meynungen entstanden, bey welchen sich der Prinz und seine Gespielen, oder vielmehr die drei Freunde, immer am übelsten befanden, weil sie nimmer wußten, welchen von denen, unter deren Aufsicht sie standen, sie es recht machen sollten.

Verschiedene Jahre vergiengen auf diese Art, Carl Truchseß blieb in Deutschland zurück, weil Prinz Mathias eine besondere Liebe für ihn

gewonnen hatte, und ihn nicht von sich lassen wollte; Bathori ward also zu des Freyherrn von Waldburg höchsten Verdruß in seinem Posten beståttigt, und gieng mit Gebharden in der Freundschaft, die Rudolf gegen seine Gefährten bezeigte, zu gleichen Theilen.

Gleichheit des Charakters ist eins der festesten Freundschaftsbande; sie fand sich zwischen diesen Dreyen. Rudolf, von Natur zu stiller Schwermuth geneigt, durch Trauerfälle, die seinem fühlenden Herzen nahe giengen, noch ernsterer und finsterer gemacht, hätte die Jünglinge, die man ihm zugesellt hatte, nicht lieben können, wären sie munterer und lebhafter gewesen, als er selbst; aber so waren auch sie still und verschlossen, jeder schien seinen eigenen heimlichen Kummer zu haben, und dieses war dem Prinzen eben recht; er forschte nie nach ihrem verborgenen Anliegen, zufrieden, daß sie gegen ihn die nemliche Behutsamkeit beobachteten, und überzeugt, daß sie ihm so wenig befriedigende Auskunft würden geben können, als er dem, der es unternommen hätte, sein Herz auf den Grund zu durchforschen und das seltsame Etwas an den Tag zu bringen, das ihm selbst unerklärlich war.

Vor Untersuchungen dieser Art sahen sich die jungen Leute sicher. Der Freyherr von Waldburg sah das ernste Wesen seiner Zöglinge

als äusserst schicklich und anständig gern. Don Luigi de Infantado, ungeachtet er in diesem Punkte etwas freyer dachte, als der Oberhofmeister, war doch immer ein Spanier, der den feyerlichen Ton gewohnt war. Der alte Augustinermönch Marianus konnte ihn wohl nicht auffallend finden, und der Ritter Nunnez, ein muntrer junger Mann, war also der einzige, der zuweilen bey den Waffenübungen ein Wort von frohem Muth und heiterm Sinn einfließen ließ, welche die Seele der Tapferkeit sind.

Mit der Melancholie der drey Jünglinge, so ähnlich die Aussenseite derselben war, schien es ganz verschiedene Bewandnisse zu haben, bey dem Prinzen war sie wahrscheinlich Temperament, durch Kränklichkeit und finstre Gesellschaft genährt, an dem kaiserlichen Hofe möchte er sie vielleicht ehe abgelegt haben, als in der Gegend, wohin man ihn verwiesen hatte.

Der junge Gebhard Truchseß war allen Kennzeichen nach, ein zärtlicher Schwärmer, dem irgend eine Herzensangelegenheit den Kopf ein wenig verrückte. Bathori hingegen schien von irgend einer geheimen Furcht oder Besorgniß gequält zu werden, das zeigte sein unstäter Blick, sein öfteres Auffahren, seine Bedenklichkeit, oft die gemeinsten Fragen gerade zu beantworten.

Der Prinz und seine Freunde bildeten sich in den Jahren, die man ihnen zu ihren Studien gönnte, vortreflich, doch in den Wissenschaften mehr, als in den Waffen. Nunnez hatte öfter Ursach über seine Lehrlinge zu klagen, als der weise Marianus Schott, (man erlaube uns seinen Namen, da er ein Deutscher war, auch der Kürze wegen Deutsch zu nennen.)

Schott füllte seine Lehrlinge mit Klostergelehrsamkeit bis oben an, und fand sie, besonders Rudolfen, immer bereit, auch die ungenießbarsten, unverdaulichsten Dinge von ihm lehrbegierig hin zu nehmen; bey so viel Fleiß war in wenig Jahren das Gebiet gemeiner Wissenschaften, das damals noch nicht so weitläuftig war, als heut bey Tage, bald durchlaufen, und man mußte auf neue Nahrung für die Schüler der Weisheit denken.

Von der Theologie, Weltweisheit, Sprachkunde, Geschichte und Rhetorik wußten sie bereits alles, was sie Marianus lehren konnte, aber ein weites Feld des damaligen Wissens Astrologie, Lehre von den Verwandlungen der Metalle, und natürliche Magie war noch übrig; hier rühmte sich der Mönch Meister zu seyn, oder vielmehr, er gab, da es die Natur dieser Wissenschaften ist, sich immer in Schleyer zu hüllen, nur durch Winke zu verstehen, was man von ihnen hierin zu halten hätte.

Diese Winke wurden immer deutlicher, und man urtheile, was dieselben auf Jünglinge wie Rudolf, Gebhard und Bathori waren, für Eindruck machen mußten.

Man kann sich schwerlich eine wißbegierigere nach verborgenen Dingen schmachtendere Seele denken, als des jungen Prinzen. Gebhard war verliebt und Schwärmer, folglich auch abergläubisch, Bathori furchtsam und argwöhnisch, und auch diese Gemüthsart verstattete den Dingen, welche Marianus jetzt in allen Stunden mit verdeckten Worten predigte, viel Eingang.

Rudolf war der erste, welcher seinen Gefährten gestand, wie er ihren gemeinschaftlichen Lehrer jetzt weniger als sonst verstehe, und doch gleichwohl sich unwiderstehlicher nach allem, was aus seinem Munde gieng, hingerissen fühle, als jemals. Es muß, setzte er hinzu, Quellen menschlicher Weisheit geben, die uns noch ganz verborgen sind, und die er uns entdecken kann. Weisheit ist Glückseligkeit, wir versäumen unser Glück, wenn wir hier nicht tiefer forschen, wenn wir den Brunnen nicht ganz auszuschöpfen suchen, der uns offen steht. Laßt uns ihn fragen, laßt uns unsern Lehrer um die Meynung seiner unbegreiflichen Worte fragen, laßt uns die Einweihung in die Geheimnisse annehmen, die er uns wahrscheinlich gewähren kann, und dann,

wenn wir erhalten haben, was wir wünschen, alles mit dem heiligsten Schweigen versiegeln; denn mich dünkt, wäre das, was wir erfahren werden, nicht Geheimniß, es würde mich weniger reizen; wo jedermann hinschauen darf, davon wende ich meine Augen ab, ich will nur da wandeln, wo es wenigen erlaubt ist den Fuß hinzusetzen.

Dies war in der That eine Rede, welche selbst dem weisen Marianus Schott Ehre gemacht haben würde, der Prinz erfüllte seinen Lehrer mit himmlischem Entzücken, als er sich des andern Tages in ähnlichen Ausdrücken an ihn wandte, und ihn in seiner Wißbegierde des Beytrittes seiner Gefährten versicherte.

Ja, mein Sohn, erwiederte Schott, ihr irret euch nicht; es giebt Quellen des Wissens, aus welchen nicht ein jeder schöpfen kann, weil nicht einem jeden die Augen offen stehen, die Winke des Himmels zu sehen; Euch hat ein guter Geist sie geöfnet, und ihr sollt erblicken, was ihr zu erblicken wünscht. Wisset, diese sichtbare Welt umschließt noch eine unsichtbare himmlische, reich an Wundern und Kräften, und willig, sich dem mitzutheilen, der ihrer begehrt. Siehe, die rauhen Produkte der Erde, die sie den Profanen unausgearbeitet zuwirft, können von heiligen Händen unnennbar veredelt werden, jede Hand voll Erde ist Gold, und jeder Stein

trägt den schimmernden Demant in seinem Schoosse. Siehe die tausend Augen Gottes, die Sterne, die dort über uns funkeln; sie sind nicht blos leuchtende Punkte, unsere Nächte zu erhellen, ätherische Kraft strömt von ihnen auf die Erde herab, und wer ihre Sprache versteht, kann in ihnen die Geheimnisse des Schicksals lesen. Die ganze Natur ist beseelt, der verlassenste Winkel der Erde ist nicht einsam; rund um uns her wohnen Geister, von irdischen Augen unbemerkt, aber sichtbar dem geheimen innern Sinn, der so leicht in uns zu wecken ist; diese unsere unbekannten Gefährten sind unsere Knechte, wenn wir sie zu binden wissen, aber sie gehorchen nur den Reinen, denn sie selbst sind rein und heilig, dem, den diese genauen Bemerker menschlicher Handlungen unsträflich finden, öfnen sie das Buch heimlicher Weisheit, Unsträflichkeit ist das einige Band, das sie an uns fesselt.

Die Zuhörer des begeisterten Mönchs standen mit weit geöfneten Augen, als wollten sie ausser dem Gehör noch einen Sinn brauchen, ihn ganz zu fassen. Alles, selbst Zeit und Ort dieses Auftritts kam hier zusammen, die jungen Leute ganz hinzureissen: die Rede, die der von ihnen allen geliebte Lehrer, ein freundlicher, einnehmender Greis mit weißem Haar und Bart zu ihnen hielt, ertönte von seinen Lippen in sanften, herzerschütternden Accenten, ihr Inhalt war

hoch unbegreiflich, und hatte die reinste Tugendlehre, die er ihnen täglich predigte, zum Grunde; in dem Gedanken, überall von dem Auge der Gottheit bewacht zu seyn, zu dessen Symbol der Redner die Sterne machte, die eben über ihnen funkelten, in dem Gedanken, überall spähende Geister um sich zu haben, die nur durch Unsträflichkeit zu Freunden gewonnen werden könnten, lag etwas, das besonders Rudolfs reinem schuldlosen Herzen willkommen war; die andern fühlten blos einen kleinen wohlthätigen Schauer, und sanken, als der Mönch geredet hatte, in das ernste Nachdenken, das auch ihn und den Prinzen eine lange Weile stillschweigend erhielt.

Es war Nacht, (wie es denn dem Prinzen oft erlaubt war, des Nachts bei den Augustinern zu bleiben,) sie befanden sich mit ihrem Lehrer auf einem hohen steinernen Umgange des Klosterthurms, wo er sie oft im Himmelslaufe zu unterrichten pflegte; unter den unzähligen Sternen, die die schwüle Sommernacht erleuchteten, gieng der Mond herauf wie eine schmale gekrümmte Sichel, und versichtbarte mit düsterm Licht die Gestalt des Mönchs, der wie ein Heiliger unter den Jünglingen stand, die gigantischen Mauern des Thurms hinter ihnen, und vor ihnen die freye, dämmernde Gegend, eine Aussicht, die sich weit über das ummauerte Ge-

biet der Mönche bis an die Gebürge erstreckte, waren Dinge, welche zusammen ein Ganzes formirten, das bey den jungen Schwärmern den Eindruck von dem, was sie eben gehört hatten, unnennbar erhöhen und ihr Stillschweigen verlängern mußte.

Meine Söhne, sagte Marianus endlich. Mitternacht ist längst vorüber, die Glocke tönt zur Metten, die Brüder werden allmälig im Kloster wach; laßt uns hinabsteigen und mit ihnen ins Chor gehn; mich dünkt, unsere Seelen sind wohl vorbereitet zur Andacht. Morgen aber macht euch gefaßt, Proben von dem zu sehen, was ich heute gesagt habe, und jeder schicke sich auf eine Forderung zum Beweis meiner Worte, die ich euch gewähren kann.

Die Jünglinge folgten ihrem Lehrer schweigend, und betraten die Kirche, aus welcher ihnen schon der feyerliche Gesang der Religiosen, der *) allemal zu dieser Stunde gesungen wurde, entgegen schallte; Töne, welche geschickt waren, die Gefühle, mit welchen sie eintraten, aufs höchste zu spannen.

Ein jeder betete für sich, und gieng denn zur Ruhe, nicht um zu schlafen, sondern sich noch die wenigen Stunden bis zum Morgen voll Gedanken herum zu werfen, und über das, was

---

*) Christe, qui Lux es et Dies etc.

der morgende Tag mit sich bringen würde, Muthmaßungen zu fassen.

Unsere Leser würden uns unrecht thun, wenn sie glaubten, daß wir ihnen in dem, was wir ihnen erzählt haben und noch erzählen werden, unser eignes Glaubensbekenntniß ablegten, nein, wir wiederholen Ihnen blos, was die Geschichte der damaligen Zeiten von solchen Dingen vorgab und glaubte, ohne unserm erleuchtetern Jahrhunderte dieselben aufdringen zu wollen; so werden die künftigen Zeiten die Wunder und die Meynungen der unsrigen wiederholen, und sich ihres hellern Verstandes freuen. Prinz Rudolf und seine Gefährten würden sich sehr unglücklich geachtet haben, hätte man ihnen den Glauben an das, was ihrer Phantasie schmeichelte, und wovon sie des andern Tages Proben zu sehen hoften, hinweg philosophiren wollen; wollen unsere Leser ihre Abentheuer mit einiger Theilnahme lesen, so müssen sie es sich freylich gefallen lassen, ihre bessern Einsichten ein wenig bey Seite zu setzen, und auf einige Minuten zu denken, wie sie dachten.

Der Frühgottesdienst war kaum zu Ende, so sah der astrologische Mönch schon den Prin-

zen mit seinen Begleitern bey sich in der Zelle, ihn an das in gestriger Nacht gethane Versprechen zu erinnern, und ihm die Forderungen, die sie sich ausgesonnen hatten, vorzutragen.

Meine Kinder, erwiederte der lächelnde Alte, man sieht, daß ihr noch völlige Neulinge in den Geheimnissen seyd, zu welchen ihr eingeweiht zu werden wünschet. Nicht ohne Vorbereitung darf man sich ihnen nahen, auch ist die gegenwärtige Stunde des Tages völlig ungeschickt zu dem, was ihr begehret. Diese Nacht, um die nämliche Stunde, da ihr gestern die erste Ahndung von den Geheimnissen der unsichtbaren Welt erhieltet, findet euch an dem Orte ein, wo wir gestern waren; bis dahin strenge Vorbereitung durch Einsamkeit, Fasten und Gebet! Keiner darf in dieser Zwischenzeit den andern sehen, so wie auch ich bis zur bestimmten Stunde Euch so wenig, als einen andern lebendigen Menschen sehen werde. Gehet, meine Kinder, verlasset mich, die Zeit ist kostbar! nutzet sie, das, was ihr euch in den Sinn genommen habt, noch einmal zu überdenken, denn auch hierauf kommt etwas für Eure Zukunft an.

Die Jünglinge gehorchten und suchten die Einsamkeit, einer im Klostergarten, der andere auf der Bibliothek, der dritte auf dem Zimmer, das ihnen, so lange sie hier waren zur Wohnung eingeräumt war, alle aber vergaßen, daß

Don Luigi und der Freyherr von Waldburg sie heute schon von den Augustinern zurück erwarteten, und daß der Ritter Nunnez, der ohnedem nicht allemal mit ihnen zufrieden war, abermals über Nachläßigkeit in den Waffenübungen klagen würde.

Der Tag schwand dem einen geschwind, dem andern langsam dahin, je nachdem ein jeder in sich selbst Stoff zur ernsten Beschäftigung in der Einsamkeit fand. Die Nacht brach an, sie fanden sich einer nach dem andern auf dem Umgange des Klosterthurms ein, und eben, als der Mond am Himmel sichtbar ward, hörten sie auch den Mönch herauf kommen.

Mir ist eingefallen, meine Söhne, begann er, nachdem er sie alle umarmt und dem Mond gegenüber auf die steinerne Bank an der Thurmmauer neben sich zum Sitzen genöthigt hatte. Mir ist eingefallen, daß ihr mich nach dem, was gestern unter uns vorgefallen ist, bey eurer Unwissenheit in diesen Dingen, wohl für einen Magum oder Teufelsbanner halten könntet; aber hütet euch wohl, die Tochter des Himmels, die göttliche Astrologie, für deren Geweihten ich mich bekenne, mit jenem Kinde des Abgrunds der Zauberkunst zu vermengen. Ungeachtet beyder Würkungen zuweilen Aehnlichkeit haben mögen, so sind sie selbst doch weiter von einander entfernt, als dieser klare, leuchtende Himmel

von der Erde. Euch dieses nach dem innern Wesen beyder Wissenschaften zu beweisen, fehlt es mir an Zeit, und auch vor der Hand noch an Fassungskraft. Euch als Neulinge muß ich nur auf einige unter tausend äusserlichen Kennzeichen verweisen, durch welche sich die Würkungen des Guten von den Würkungen des Bösesten aller Wesen unterscheiden: wisset aufs erste, die Magie scheut den Anblick des Himmels und verbirgt sich gern in Höhlen und düstern versperrten Zimmern, wo der Betrug (denn der zehnte Theil der Magier sind Betrüger) hinter jeder Gardiene, an jeder Thür lauschen kann. — Der Magus wird euch zu seinen Erscheinungen in dicke Finsternisse führen, vom Kerzenglanz sparsam erhellt, aber der Tempel der Theosophie ist die freye Natur; unter dem offenen Auge des Himmels, (freylich nicht bey Sonnenglanz, dies verbietet die Natur der Sache,) aber doch allemal unter der Beleuchtung himmlischer Körper, tritt der Astrolog auf, euch einen Blick in die heiligsten Geheimnisse thun zu lassen. Jeder Ort ist ihm dazu gerecht, den nur kein Nebel entstellt, und der nur den offenen Himmel über sich hat. Auch hat er — merket hier das zweyte Abzeichen der Wahrheit von der Lügen — auch hat er wenig Vorbereitungen nöthig sein Werk zu treiben. Der Magus hüllt euch in schwarze Decken, benimmt euch den Athem

durch Weyhrauchduft, sammelt Todtengebeine und geweihte Kerzen um euch her, stammelt furchtbar tönende Worte und Gott entehrende Gebete; der Sohn der himmlischen Weisheit braucht nichts von dem allen, seine einige Vorbereitung ist stilles Gebet, Heiligkeit und Fasten, seine einige Ceremonie, daß er, wenn er seine Schüler durch irgend einen Vortrag zu heiliger Aufmerksamkeit gestimmt hat, sich nebst ihnen erhebt, wie ihr jetzo mich thun sehet, ihnen, so wie ich Euch thue, die Hand auf die Augen legt, und dann fragt, wie ich Euch frage: Sterbliche, was fordert ihr von den Sternen!

Weder durch Weyhrauchdampf, noch schrekkende Ceremonien, hätten die Jünglinge wohl so aus der Fassung gebracht werden können, als durch diese schnelle überraschende Aufforderung zu dem, was einen Tag und eine Nacht lang ihre Phantasie so lebhaft beschäftigt hatte. Marianus irrte nicht, sie hatten allerdings eine Idee von dem, was ihnen bevorstand, und eine ganz andere, als die, welche sie nun gerechtfertigt sahen. Nichts hatten sie weniger erwartet, als sich auf einmal ohne alle Ceremonie dicht vor den Vorhang der Geheimnisse geführt zu sehen, deren Enthüllung sie in diesem Augenblicke fast so sehr scheuten, als wünschten. Sie waren mit dem Astrologen von ihrem Sitz aufgestan-

den, hatten die Berührung seiner Hand empfunden, aber keiner hatte die Kraft auf seine wiederholte Frage zu antworten, bis endlich der Prinz zitternd den Mund öfnete, sein Begehren zu nennen.

Haltet ein, mein Sohn, rief der Mönch, indem er mit seiner Hand seine Lippen verschloß. Ich habe vergessen Euch zu sagen, daß hier nicht der Stand, sondern das Alter den Vorrang bestimmt; Siegmund Bathori, ihr seyd der Aelteste: Redet!

Ist dem Kenner verborgener Geheimnisse, erwiederte Bathori mit zitternder Stimme, ist dem wahren Theosophen, die Gabe verliehen, die Natur der Dinge umzuwandeln, so mache er diese Hand voll Erde zu Goldstaub, diesen Stein zum schimmernden Juwel, wie er in der Krone des Königs von Pohlen prangt.

Warum sagt Siegmund nicht lieber in der Krone meines Vaters? erwiederte der Mönch. Siehe, Jüngling, ich kenne dich! und dein erstes Begehren hat mir auch dein Inneres kenntlich gemacht, so wie ich längst das Aeussere deiner Verhältnisse kannte. Dein Herz ist nicht ganz gut und edel, es neigt sich wie zu zaghafter Furcht und heimtückischen Argwohn so zum Geiz! Hinweg mit Erde und Steinen! Der wahre Philosoph findet keine Gattung derselben edler, als die andern! Alchymie ist nur die un-

ächte Tochter der himmlischen Weisheit, auch könnt ihr denken, daß ich beym Gelübde der Armuth nie daran dachte, diesen Theil meines Wissens zu nützen!

Bathori stand voll stummer Bestürzung da, der Mönch hatte ihm Erde und Stein aus der Hand geschleudert, seine Gefährten sahen ihn voll Befremdung über das, was Marianus gesagt hatte, an, aber dieser ließ ihnen nicht Zeit, Muthmaßungen zu bilden, sondern forderte den jungen Gebhard Truchseß auf, als den, der nach Bathori der Aelteste war, seine Forderung zu nennen.

Ich zittere zu sprechen, erwiederte Gebhard, vielleicht kann mein Wunsch so wenig den Blick himmlischer Weisheit vertragen, als Bathoris!

Und ich muß Euch warnen, keinen andern zu nennen, als den, welcher euch bis zu dieser Stunde beschäftigt hat.

So höret denn, fuhr der Jüngling fort: Ich liebe, liebe mit gränzenloser Zärtlichkeit eine Person, welche das Glück meinen Hofnungen zum Hohn mir unerreichbar gemacht hat; ist Euch Gewalt gegeben, mich nur auf eine Minute zu beglücken, so zeigt mir sie, wie sie dieser gegenwärtige Augenblick findet.

Liebe, mein Sohn, erwiederte der Mönch, ist dem Sterblichen keine Schande, macht sie doch das höchste Glück der Seeligen aus, doch

ist sie dem Sterblichen oft Unglück, auch dir wird sie es seyn. — Komm und siehe, was du gefordert hast.

Die drey Jünglinge nahten sich dem steinernen Geländer des Umgangs, und beugten sich, so lehrte sie Marianus, hinab; sie sahen in den dämmernden Klosterhof, welcher das Gebäude zunächst umschloß. Ein kleiner Nebel stieg aus der Erde auf, der sich bald zertheilte, und ihnen eine ganz veränderte Aussicht übrig ließ. Es war ihnen, als stůnden sie auf der Tribune einer Kirche, die Gebharden, als er sich umsah, nicht unbekannt war. Sie schauten in die Tiefe hinab. Gleich unter ihnen war der hohe Altar, auf welchem zwey Kerzen flammten; auf seinen Stufen lag eine junge betende Person, welche sich jetzt aufrichtete und in dem Feuer der Andacht Augen und Hände gen Himmel erhub. Die Jünglinge erblickten das schönste Gesicht, welches je der Nonnenschleyer, den sie halb zurückgeschlagen trug, entstellte, ihre Augen strömten, ihre Lippen bewegten sich. O Gebhard! Gebhard! flůsterte es in des jungen Truchseß Ohren, dich vergessen? dich verlassen?

Sie ists! sie ists! schrie Gebhard, indem er Bathori umarmte, und hörtest du, was sie sprach? — Bathori sowohl, als der Prinz hatten gesehen, was er sah, die Stimme hatten sie nicht gehört. Sie wandten die Augen nach dem

schönen Schauspiel, das ihre Blicke, durch Gebhards Ausruf gestört, auf eine Minute verlassen hatten, aber siehe, es war verschwunden.

O schrie Rudolf! hat der göttliche Mann, an dessen Seite ich stehe, Macht dem Auge zu zeigen, was die Seele wünscht, so zögre ich nicht mein Begehren zu nennen! Gebhard liebt eine Sterbliche, ich liebe die drey Engel, die einst meine Schwestern waren; sie in dem Himmelsglanz zu sehen, der sie jetzt umgiebt, dies, denke ich, würde endlich die Thränen trocknen, die immer noch um sie fliessen, und die Schwermuth zerstreuen, die ein jeder mir zum Vorwurf macht.

Marianus lächelte noch freundlicher, als bey Gebhards Begehren; der aufsteigende Nebel verkündigte Verneuerung der Gesichte, die jungen Seher sahen — was uns zu wiederholen nicht möglich ist, da ihnen selbst die Beschreibung der Scene des Entzückens, die sich ihnen zeigte, nie so glückte, daß sie auf die Nachwelt gekommen wäre. Ihre Zungen stammelten, ihre Augen strömten, wenn sie davon sprachen, sie begannen das Gemählde, aber — sie vollendeten nichts, wie auch wir nichts vollenden, sondern unsere Freunde vom Klosterthurm herab in ihre Cellen begleiten.

Mein Vater, sagte Bathori, als er sich von dem Mönche trennte, ihr kennt mich, wie ich

merke, ihr wißt, daß mir Rath und Trost nöthiger ist, als meinen Gefährten, soll ich allein leer ausgehen? Sie haben gesehen, was sie am meisten lieben. — —

Und was würde Bathori zu sehen wünschen?

Was ich am meisten fürchte!

Oft fürchtet der Mensch, was am wenigsten zu fürchten ist. Gehet hin, diese Nacht wird euer Schutzgeist warnend an Eurem Lager stehen, gehorchet seiner Stimme!

Der lange Aufenthalt des Prinzen und seiner Gefährten bey den Augustinern verursachte Befremdung bey seinen Aufsehern. Der frühe Morgen des nächsten Tages sahe Don Luigi de Infantado und den Freyherrn von Waldburg persönlich im Kloster, Rudolfen abzuholen. Er konnte sich nicht entbrechen ihnen zu folgen, und Marianus, welcher nicht leugnete, der Ursacher dieses verlängerten Besuchs gewesen zu seyn, nahm, ungeachtet er der Mann war, dem Geister gehorchten, mit gehöriger Demuth, über sein eigenmächtiges Verfahren, einen ziemlich strengen Verweis von seinen Obern hin.

Bathori war finsterer und zerstreuter als jemals, er suchte den ganzen Tag über nach Gelegenheit mit dem Prinzen allein zu sprechen, und als man ihm diese so wohl, als Gebhanden,

Gott weis warum, entzog, so wußte er des Nachts durch seinen Kammerdiener ein Billet in das Schlafzimmer des Prinzen zu spielen, das dieser am Morgen fand und folgendermaßen las:

„Euch, den das Schicksal oder vielmehr meine eigene Wahl auf eine Zeitlang zu meinem Herrn machte, Euch, den näherer Umgang mich lieben lehrte, Euch muß ich verlassen; die Stimme des Himmels weist mich an den Ort zurück, von welchem ich geflohen bin. Oft fürchtet der Mensch, wo nichts zu fürchten ist, sagte jener übernatürliche Mann? — Gott gebe, daß er, daß mein Gesichte von voriger Nacht mich nicht betrügen.“

„Marianus kennt mich ohne Zweifel so gut ich mich selbst kenne, ungeachtet ich mich ihm so wenig als irgend einen Menschen ausser meinem Vaterlande, entdeckt habe. Einige Worte, die er in gestriger Nacht zu mir sprach, und die auch Eurer Aufmerksamkeit, wie es schien, nicht ganz entgingen, sagten mir, daß er mich kennt, und daß ich daher Eure Neugier sicher an ihn verweisen und mir dadurch schmerzhafte Bekenntnisse ersparen kann.“

„Ich gehe, Dank sey es seinem köstlichen Geschenke, von einem warnenden Engel begleitet

nach dem Orte, wo vielleicht sonst der Tod meiner warten würde."

"Siegmund Bathori."

Rudolf las diesen seltsamen Brief mit Erstaunen, und er und Gebhard, dem er ihn mittheilte, waren voll Ungeduld das Augustinerkloster wieder zu sehen und daselbst Aufklärung zu erhalten.

Daß Schott in jener merkwürdigen Nacht einige befremdende Worte zu Bathori gesagt hatte, erinnerten sich beyde, aber die folgenden Scenen hatten dieselben so gänzlich aus ihrem Gedächtniß verwischt, daß auch nicht eine Spur davon zurücke geblieben war, und sie das, was sie durch den Astrologen von Bathori zu erfahren hofften, nicht einmal muthmaßen konnten.

Doch ein Besuch im Kloster sollte ihnen nicht so bald wieder verstattet werden. Der Ritter von Calatrava, der, wie wir schon gesehen haben, nicht allemal mit dem Prinzen und seinen andern beyden Waffenträgern zufrieden war, hatte eine lange Unterhaltung mit seinem Oheim über den gestrigen um des Klosters willen versäumten Unterricht gehabt, und bey Don Luigi vollen Beyfall gefunden.

Ich fürchte, sagte letzterer, diese Mönche sind gesonnen, den jungen mir anbefohlnen Prinzen ganz an sich zu ziehn; heimliche Kabalen vom Hofe her stecken vielleicht hieunter. Ich weis,

daß viele den Prinzen Mathias lieber dereinst auf dem Throne sähen, als seinen ältern Bruder, man sucht Rudolfen vielleicht zu raschen Entschlüssen zu verleiten, die er ewig bereuen würde, und die ich, der ihn liebe, ich, der dem Kaiser geschworen habe, mich ganz der Wohlfahrt seines Sohnes zu widmen, nicht befördern darf.

Ihr habt recht, versetzte Nunnez, die Lust des Prinzen zu den Waffen ist schlecht, sein Hang zur Schwermuth unaustilgbar, und sein deutscher Aufseher so wohl, als seine trübseligen Gesellschafter, ganz so, daß sie Tiefsinn und Melancholie nähren, und vielleicht dem feurigsten Jüngling, welches doch wahrhaftig unser Prinz nicht ist, aus lauter Unmuth Lust zum Kloster machen müßten. Aber was sollen wir thun, dieses Unheil zu verhüten?

Die Besuche im Kloster so viel als möglich einschränken, ihm nach und nach statt seinen gegenwärtigen Hofkavalliers munterere Jünglinge zugesellen, und endlich, wenn des alten Waldburgs hohe Jahre ihn nicht bald von selbst abtreten machen, auch diesen verdrängen.

Wir wissen nicht, ob die Spanier bey dieser Berathschlagung ganz allein des Prinzen Wahl zum Augenmerk hatten, oder ob sich vielleicht etwas Neid gegen den Freyherrn von Waldburg wegen der Gnade, damit ihn der Kaiser beehrte,

mit einmischen mochte. Ein Glück war es für den guten Alten, daß nur Spanier keine Italiäner seine heimlichen Feinde waren; diese beyden Nationen, welche einander so gleich in verborgenen Anschlägen sind, gehen bey der Ausführung derselben doch so verschieden zu Werke, daß man der Rache der ersten sehr oft, der andern nie entgehen kann. Bey dem Italiäner folgt schnelle Handlung dem Plan, der Spanier bedenkt so viel, und wägt und wählt so lange, daß selbst der verdachtlose Deutsche seinen Fallstricken leicht entgehen kann.

Bathoris heimliche Entfernung, Flucht möchte man sein schnelles Entweichen fast nennen, brachte schon eine kleine Aenderung in die Plane Don Luigis und seines Neffen; ihre argwöhnische Gemüthsart machte, daß sie hier verborgenen Zusammenhang mit verborgenen, aber den Prinzen nah angehenden Dingen ahndeten, und weil ihnen nun hier also alles verborgen war, so brauchten sie viel Ziet, nur einige Muthmaßungen zu fassen, und darüber blieb alles noch eine lange Weile wie es war.

Selbst das strenge Verbot, nicht mehr zu den Augustinern zu gehen, wurde endlich auf die Seite gesetzt, weil man weder den Prinzen kränken, noch die heiligen Väter, die zu Alkala in großem Ansehn waren, beleidigen, noch die wahre

Ursach gestehen wollte, warum man ihnen Rudolfs Vorliebe beneidete.

Der Prinz und sein einiger nunmehr desto lieberer Gefährte, Gebhard, flogen also wieder in die Arme des Astrologen, und ihre erste Unterhaltung war Bathori.

Marianus lächelte, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er nicht für gut fand, das ganz zu sagen, was er wußte oder dachte.

Die Geheimnisse, fing er nach einer Pause an, welche uns die Gestirne vertrauen, sind eigentlich ein versiegeltes Buch, davon der Astrolog einen jeden nur sein eignes Blatt lesen läßt; indessen, Bathoris Brief giebt mir Recht, eure Neugier zu befriedigen, und ich gebe nach, so weit es mir erlaubt ist.

Bathori ist so wohl ein geborner Fürst, als Rudolf, aber weder so mächtig, noch so glücklich, wie er. Kaiser Maximilian ist ein großer Kaiser, ein gütiger Vater; Siegmund Bathori ist der Sohn des Fürsten von Siebenbürgen, des gegenwärtigen Königs von Pohlen, eines Mannes, der immer streng und karg gegen den jungen Prinzen war, welchen er im Grunde liebte; daher Bathoris Hang zu Argwohn und Geiz, daher sein rascher Entschluß, als sein Vater den pohlnischen Thron bestieg, zu fliehen und Zuflucht bey dem Kaiser zu suchen, der der Nebenbuhler seines Vaters an der pohlnischen Krone war;

ein wilder, regelloser Entschluß, welcher bey einem andern, als Maximilian, böse Folgen hätte haben können!

Der Kaiser kannte den jungen Bathori, ungeachtet er sich ihm nicht entdeckte, er redete ihm zu, zu seinem Vater zurückzukehren, und war so großmüthig, als dieser auf seinem Entschlusse beharrte, ihn nach seinem Begehren so weit als möglich zu entfernen, ihn euch zum Gesellschafter nach Spanien mitzugeben.

Bathori war aus bloßem Wahn den Armen seines Vaters entflohen, er wußte, daß die pohlnische Krone durch eine Vermählung erkauft werden sollte, und meynte, unter solchen Bedingungen hätte sie ihm selbst angestanden. Er haßte seine bestimmte Stiefmutter ohne sie zu kennen, und fürchtete seine künftigen Brüder, von denen er doch wahrlich nichts zu besorgen hat, denn die Prinzessin Anna, des vorigen Königs Tochter, die man dem alten Fürsten Bathori vermählte, ist bereits in Jahren, da der junge verblendete Prinz von ihr wohl keinen Nebenbuhler an der Krone zu fürchten haben dürfte, ein Traum hat ihm dieses in jener Nacht gezeigt, er hat gehorcht, und ist in die Arme eines traurenden Vaters zurückgeeilt; aber wie ich aus diesem Briefe sehe, so ist sein argwöhnisches Herz noch nicht geheilt; er besorgt noch immer Gefahr,

ungeachtet er einen treuen Warner vor derselben mit sich nimmt.

Und was ist das für ein Warner? fragte der aufmerksame Rudolf.

Ich besitze, antwortete Marianus, verschiedene kleine astrologische Kunststücke, die ich zu Geschenken für meine Lieben aufbewahre. Noch keinen meiner Lehrlinge habe ich ohne ein solches Andenken entlassen; auch für euch beyde sind beym Abschied, der vielleicht bald erfolgen möchte, ein paar kleine Gaben dieser Art aufbehalten, über welche ihr Euch dann nach Gefallen vergleichen mögt.

Bathori erhielt von mir, was ihm so nöthig ist, eine warnende Glocke, die es ihm, so bald er einsam ist, mit hellen Schlägen ansagen wird, wenn Gefahr vorhanden ist, sich durch eine rasche Handlung oder thörichten Argwohn von neuem unglücklich zu machen. Gott gebe, daß er den wahren Gebrauch dieses unschätzbaren Schatzes nicht verkenne. Aber ich lese in den Sternen, der verwahrloseste Jüngling wird der alte bleiben, Furcht, Habsucht, Wankelmuth und Argwohn, werden ihn vor seinem Besten vorüber führen, und er, den das Schicksal zu mehr als einer Krone bestimmte, wird als ein Fürst ohne Land sterben.

Die prophetische Geberde, mit welcher Marianus das Schicksal des jungen Bathori vor seinen Freunden enthüllte, und der eindringende Ton seiner Worte, spannte die Aufmerksamkeit der beyden Jünglinge aufs höchste, und stärkte in ihnen den schon gefaßten Entschluß, von ihm die Einweihung in die Geheimnisse der Astrologie mit Ernst zu begehren.

Marianus willigte ein, und von nun an wurden alle im Kloster zugebrachte Stunden der Erlernung dessen geweiht, was unsere Urschrift den edelsten Theil des menschlichen Wissens nennt, und wovon sie auf mehreren Seiten so vieles sagt, daß derjenige, welcher Geduld hätte, das alles zu durchlesen, sich vielleicht rühmen könnte, so viel zu wissen, als der gelehrte Augustinermönch, oder als wenigstens seine beyden hofnungsvollen Zöglinge sehr bald wußten.

Zum Probestück der erlangten Fertigkeiten, ward einem jeden aufgelegt, seine eigne Nativität zu stellen, und jeder fand in dem, was er erfuhr — — den Grund seines nachmaligen Unglücks. Rudolf kannte nach dem Andenken seiner verstorbenen Schwestern, deren Bild ihm seit jenem himmlischen Gesicht weit theurer, weit gegenwärtiger war, als zuvor, nichts, das ihm lieber gewesen wäre, als der Frund seiner Jugend, sein Bruder Mathias, es entzückte ihn bey

der ersten Stellung der Zahlen ihn überall, sein Schicksal ganz mit dem Seinigen verwebt zu finden. Er rechnete weiter, und er fand Umstände, die ihm bedenklich vorkamen. Er zog seinen Lehrmeister zu Rath, und dieser fand keinen Fehler in der Berechnung. Rudolfs Erstaunen wuchs wie er weiter gieng. Fast ließ es sich an, als hätte das Schicksal den Bruder, den er liebte, nach dessen Wiedersehn er so sehnlich schmachtete, nicht als Freund, nein als Nebenbuhler ihm an die Seite gesetzt. Hier waren Kronen, nach denen sich beyder Hände ausstreckten, dort setzte die Liebe beyde auf die Wagschale; der arme Rudolf ward zu leicht befunden, und das Glück entschied für den überall ausgezeichneten Mathias.

Rudolf war Kaiser, aber Krieg und mannichfaltige Unruhen, ließen ihn die Freuden der Krone nicht geniessen. Mathias lächelte erst einer nahen Krone zu, die ihm, die Konstellationen bestimmte es mit Gewisheit, nicht entgehen konnte; es war eine doppelte, eine *) königliche und eine kaiserliche; die Liebe, das sahe der junge Astrolog, hatte ihn schon vorher gekrönt, indessen er, der arme Rudolf, zu ewiger Einsamkeit verdammt, im Dunkeln schmachtete. Ma-

---

*) Er ward König in Pohlen und nach Rudolfs Tode Kaiser.

thias Schicksal ward in dem Augenblick auf eine blendende Art glänzender, da sich das seinige in volle Finsterniß verlor. Ein Todesschauer überfiel den beklagenswürdigen Nativitätsteller, er wollte nichts weiter wissen, und warf das Ganze in einen Haufen zusammen, ohne weder jetzt, noch jemals Muth und Geduld zu haben, die peinliche Arbeit von neuem anzufangen.

Als wenn böse Geister ihn verfolgten, flog er aus seinem Zimmer in das Kabinet, wo Gebhard arbeitete. Er fand ihn eben in einer solchen Extase, als die Seinige war, nur daß Rudolfs halbe Verzweiflung, Gebhards Begeisterung, entzückende Freude zum Grunde hatte.

O Prinz! rief er, indem er ihm entgegen flog, und ihn mit mehr Freiheit, als er sich sonst erlaubte, an den Busen drückte, ich bin ausser mir! Hätte ich, hätte ich jemals vom Glück so viel hoffen dürfen?

Und was?

Die Erlaubniß, meinen Fürsten Freund nennen zu dürfen!

Und ward die Gebharden je versagt?

Ja, Rudolf, ich war euer Freund, wie der Diener der Freund seines Herrn seyn kann; aber ich werde es einst seyn, wie der Gleiche des Gleichen, der Fürst der Freund des Fürsten ist.

Du ein Fürst? wiederholte Rudolf, dessen

Seele nicht ganz frey von dem Stolz des Kaiserhauses war.

Rechnet selbst nach, diese Zahlen und diese! — Ziehet den Calcul, sehet hier den Stand der Gestirne, dort unten Stunde, Namen und Tagezahl! — Nun, was sagt ihr!

Rudolf fand, was Gebhard gefunden hatte, er legte die Feder hinweg, und warf den Kopf mit der Miene zurück, als wollte er sagen, unter Fürst und Fürst sey immer noch ein gewaltiger Unterschied, und mit dem Sohn eines Kaisers könne sich so leicht keiner messen.

Und weiter! weiter! theurer Rudolf! fuhr der entzückte Gebhard fort, das Glück der Liebe! O Agnes von Mannsfeld ist mein! ihr setzt das Schicksal einem Fürsten an die Seite, und dieser Fürst bin ich!

Aber ich bitte dich, Gebhard, erwiederte der Prinz, indem er sich an das Schreibepult des jungen Truchseß setzte, und die Feder nahm, rechne doch nur weiter, mich dünkt, dort unten kommen bedenkliche Dinge!

Nein! nein! schrie Gebhard, und vernichtete mit einem Zuge die Arbeit mehrerer Tage, ich will nichts weiter wissen. Ehre und Liebe krönen mich, dies ist mir genug. Daß einst der Tod dies alles endigen wird, ist mir bekannt; wenn? das verlange ich nicht zu wissen, wer wollte sich durch die Herbeyrufung ferner un-

vermeidlicher Uebel, den Genuß gegenwärtiger Freuden verbittern? Agnes ist mein, mehr brauchen weder ich noch Rudolf zu wissen.

Der Prinz fand sich durch Gebhards Betragen beleidigt, vielleicht, weil er vorher schon zu Unmuth gestimmt war, vielleicht, weil ein kleiner Neid über das bessere Glück seines Freundes in seiner Seele Platz nahm, vielleicht auch, weil das Betragen des jungen Truchseß gegen die bisherige ihm streng empfohlne ehrfurchtsvolle Zurückhaltung würklich ein wenig zu kühn war. Der unbedachtsame Jüngling dachte auf einmal eines Kaisersohns Bruder geworden zu seyn, weil das Glück in Zukunft einmal vielleicht einen Fürsten aus ihm machen konnte. Rudolf hatte vielleicht Ursach über die Zudringlichkeit seines Dieners, so wie dieser über seine kalte Sprödigkeit beleidiget zu seyn, und beyde verdienten ohne Zweifel den Verweis, den sie erhielten, als ihr Lehrer hineintrat und den Unfug erfuhr, den sie vorgenommen hatten.

Am meisten schmerzten ihm ihre zernichteten Arbeiten, und die Widerspenstigkeit, mit welcher sie sich weigerten, das mühselige Werk von neuem vor die Hand zu nehmen.

O thörichte Jünglinge! rief der Astrolog, unwürdig des kleinen Gnadenblicks, den euch die himmlische Weisheit schenkte! Ihr habt von ihrer Huld nichts geerndtet als Unmuth und un-

heilbare Verirrungen, denn ihr waret zu träge, das, was sie euch darbot, recht zu überschauen, zu voreilig, den Ausgang ihrer Offenbarungen zu erwarten, der sonst dem einen Mittel wider die Unzufriedenheit, dem andern ein Heilpflaster wider thörichten Stolz und Uebermuth gewährt haben würde. Gehet hin und lernet weise seyn, und du Gebhard erwäge, daß wenn ich auch in diesem meinen Verweise dich mit deinem Herrn in eine Klasse setzte, wenn auch das Glück in der Folge dich vielleicht einmahl einige Stufen höher zu ihm hinauf heben sollte, du dich nie vergessen darfst, wer du jetzt bist, und wer er ist, wenn du nicht deine eigene Wohlfarth zerstören willst.

Von diesem Augenblicke an nahm eine merkliche Kaltsinnigkeit zwischen Rudolf und Gebhard Platz, welche dadurch noch vermehrt ward, daß beyde einen ganz verschiedenen Weg zu gehen begannen.

Rudolf war noch täglich im Kloster, und suchte im Schoos der Wissenschaften Heilung für die Schwermuth, welche sein Herz, seit dem fatalen Blick in die Zukunft, mehr als jemahls folterte. Gebhard, von der Aussicht auf künftige Größe trunken gemacht, von dem Gedanken, seine Geliebte werde einst sein, einst durch

ihn eine große Fürstin seyn, jedes andern Gefühls, als des Gefühls schwärmerischer Liebe beraubt, Gebhard vernachläßigte alles. Die Bücher lagen auf der Seite, und nur Ritter Runnez bekam jetzt fleissiger Besuche; vielleicht, weil der junge Truchseß meynte, Waffenerfahrenheit sey eine Sache, welche einem Fürsten nicht ganz fehlen dürfe, wenn auch das Glück sich vorgenommen habe, ihn, wie er von sich zu hoffen schien, gleichsam im Schlafe empor zu heben.

Der thörichte Gebhard! Wonnetrunken taumelte er in fernen Zaubergefilden umher, und sah nicht das Ungewitter, das ihm über dem Haupte schwebte, er brüstete sich, die Glorie, die ihn einst umgeben sollte, ausgespäht zu haben, und sahe nicht den Abgrund, der sich vor seinen Füßen öfnete.

Kein größeres Unglück konnte den jungen Truchseß in seiner gegenwärtigen Lage befallen, als das, welches würklich schnell über ihn herein brach. Ein schneller unvorhergesehener Tod riß nach langer Kränklichkeit seinen Vater dahin. Der gute Greis wollte noch Kräfte sammeln, seinen Sohn der Gnade des Prinzen zu empfehlen, aber die Sprache fehlte ihm, und Rudolf nahm das wenige, was er von seinem Verlangen verstand, bey weitem nicht so auf, als er es vor Monatsfrist aufgenommen haben würde. Er versprach dem guten Alten noch ei-

nen würklich herzlichen Dank, den er ihm für seine geleistete Treue sagte, nur so viel, er wolle seinem Sohn zur Rückreise nach seinen Gütern behülflich seyn, und ihm übrigens mit beharrlicher Gnade zugethan verbleiben.

Er hielt wenigstens das erste pünktlich, und die Beerdigung des alten Freyherrn von Waldburg war nicht sobald vorüber, als Don Luigi Gebharden vor sich kommen ließ, und ihm andeutete, er habe seine Entlassung und werde wohlthun, wenn er sich, da seine Stelle bey dem Prinzen bereits durch einen jungen Spanier wieder ersetzt sey, so bald als möglich nach Deutschland erhübe.

Man würde dem Prinzen unrecht thun, wenn man ihm zutraute, blos die kleine Uneinigkeit bey Gelegenheit des Nativitätstellens habe ihm seinen Freund so zuwider gemacht, daß er ihn kaltsinnig, beynahe mit Freuden konnte von sich ziehen sehen, nein, er hatte andre Ursachen wider Gebhard zu klagen, welche, wenn sie ganz gegründet waren, den jungen Truchseß, dessen Herz keiner Niederträchtigkeit fähig war, wenigstens großen Leichtsinns schuldig, gemacht haben würden.

Die Astrologischen Vorgänge im Kloster waren nicht so, daß sie in einem Lande, wie Spanien, allzulaut werden durften; es waren außer dem Prinzen keine andere Zeugen dabey gewe-

sen, als der abwesende Bathori und Gebhard; gleichwohl wußte der Großmeister von Calatrava, nun des Prinzen einiger Aufseher, sehr viel von diesen Dingen, und scheute sich nicht, Rudolfen Vorhaltungen darüber zu thun, und den ehrlichen Marianus Schott mit Anklage bey seinen Obern zu bedrohen. Der Prinz hatte Spuren, daß die ganze Sache durch den Ritter Nunnez an Don Luigi gelangt war, und daß dieser sie von keinem andern, als Gebhard, der jetzt viel um ihn gewesen war, herausgebracht haben konnte, war dem Prinzen so gut als ausgemacht.

Heut zu Tage strafen und zürnen Fürsten, ohne es der Mühe werth zu halten, den Gegenstand ihres Unwillens mit der Ursache desselben bekannt zu machen. Damals war es noch nicht so; Rudolfs Herz erweichte sich beym Abschied gegen seinen ehemals so lieben Diener, er machte ihm Vorwürfe, und gab ihm dadurch Gelegenheit, sich zu rechtfertigen. Gebhard, der bey dem starken Anschein, der wider ihn war, seine Unschuld durch nichts darzuthun wußte, berief sich auf das Zeugniß der Astrologen; dieser Mann ward von ihm sowohl als von dem Prinzen beynahe für allwissend gehalten, und die Appellation an sein Urtheil, war für Gebharden in Rudolfs Augen schon halbe Entschuldigung.

Solltet ihr würklich Muth haben, euch vor ihn zu stellen? fragte Rudolf halb erweicht?

Kann ich Alkala verlassen, erwiederte Gebhard, ohne meinen treuen Lehrer vorher gesehen, und ihm gedankt zu haben? Es ist wahr, die Ungnade, in welche ich sowohl bey ihm als bey Euch gefallen zu seyn scheine, würde mich zaghaft zu diesem Besuche gemacht haben, aber an Eurer Seite —

Wofür fürchtet sich Gebhard, wenn er sich unschuldig fühlt?

Meine Nachläßigkeit, meine sparsamen Besuche im Kloster! antwortete Gebhard mit Achselzucken.

Kommt, kommt! versetzte der Prinz, habt ihr euch nichts vorzuwerfen, als dieses, so hoffe ich euch leicht bey unserm Freunde Vergebung zu verschaffen.

Der Prinz und der junge Truchseß verfügten sich nach dem Augustinerkloster, und der letzte sowohl als der erste fand eine freundschaftliche Aufnahme. Gebhard begann sich mit Zittern wegen seiner wahren und aufgebürdeten Vergehungen zu rechtfertigen, und provocirte auf Schotts Kenntniß der verborgensten Dinge, indeß Rudolf voll Erwartung stand, seinen Gefährten durch einen entscheidenden Spruch seines

Orakels entweder völlig gereinigt, oder völlig verdammt zu sehen.

Es erfolgte weder das eine noch das andre, Marianus hüllte seine Antwort in zweifelhafte Ausdrücke, und Rudolf blieb unbefriedigt. Es ist wahr, sagte der Mönch nach einigem Nachdenken, es sind von den Dingen, die ich mit Euch, meinen Kindern, ohne Furcht verhandelte, weil ich glaubte auf unverbrüchliche Verschwiegenheit trauen zu können, Sagen ausgebrochen, welche mich vielleicht bald nöthigen möchten, vor unverdienten Verfolgungen flüchtig zu werden, aber — — ich klage niemand an. Hier, Gebhard, ist meine Hand, zum Beweis, daß ich noch jetzt so von euch denke, wie ich immer dachte —

Und wie denkt mein theurer Lehrer von mir? fragte Gebhard mit einer Thräne im Auge.

Nicht ganz vortheilhaft, aber auch bey weitem nicht ganz schlimm. — Gebhard! Gebhard! die Nativität kann ich Euch nicht vergessen? Wer so wie ihr mit trunkener Freude dem Schimmer eines gehoften Glücks entgegen taumeln kann, ohne weder Beschaffenheit noch Dauer desselben, noch Mittel dazu zu gelangen, und es fest zu halten, gehörig zu erwegen, wer muthwillig die Augen verschließt, aus Furcht, irgend ein Schatten könne die bunten Bilder seiner Phantasie verdunkeln, kurz, wer so handelt wie

ihr, was soll man dem für ein Prognostikon stellen? —

Gebhards Thränen brachen los, er sprach viel von Reue und Besserung, und längeren Aufenthalt zu Alkala.

Junger Mensch, rief Marianus mit durchdringendem Blick, und gen Himmel gehobener Rechten, prüfet euch wohl, ich beschwöre euch bey unsern unsichtbaren Zeugen, prüfet euch, ob Euer Wunsch, länger bey uns zu bleiben, euch ein Ernst ist.

Gebhard schwieg, denn die schöne Agnes von Mannsfeld, und die heiße Begierde, sie wieder zu sehn, kam ihm in den Sinn.

Nun so laßt uns nicht weiter von diesen Dingen reden, rief Marianus, und weil ich sehe, daß wir uns trennen müssen, so laßt uns zur letzten Scene unsers Abschieds schreiten, die ich nicht übergehen darf, wenn ich nicht wortbrüchig werden will. Ich versprach euch einst, auf den Fall der Trennung, ein Andenken, wie ich es von je her allen meinen Schülern zu geben pflegte; Bathori hat das seinige; zwey Stücke sind noch übrig, für euch und Rudolfen bestimmt, ihr sollt wählen. Zwar hat der Prinz schon vor euch gewählt, aber sollte Eure Wahl auf das nehmliche Stück fallen, dem er den Vorzug giebt, so wird es mir demohngeachtet leicht werden, Euch und ihn zu befriedigen.

Marianus ging bey diesen Worten zu einer verschlossenen Nische in der Mauer, und holte seine Geschenke heraus, die er vor Gebharden auf den Tisch stellte: Einen runden von Stahl geschliffenen Spiegel, und zwey seltsam gestaltete Wurzeln, in purpurfarbene Seide gehüllt. Es wird nöthig seyn, setzte er hinzu, euch mit den Tugenden dieser Dinge bekannt zu machen, und durch die Kenntniß ihres Werths eure Wahl zu lenken; ihr sehet, dieser Spiegel ist mit zu vielen Eindrücken und Krümmungen durchzogen, um zu dem nehmlichen Endzweck, wie andre Spiegel zu dienen; ihr erblickt nichts in demselben, als abgerissene Stücke von dem, was ihr ihm entgegen stellt, die kein Ganzes formiren. Sein Gebrauch ist so mystisch, als die Charaktere, die seine Einfassung zieren. Der Sphinx, das Sinnbild des Geheimnisses, auf dem obern Ende derselben, zeigt euch die verborgenen Tugenden des Kunststücks, es gewährt dem Besitzer, wenn er es recht zu gebrauchen weiß, die Kenntniß der verborgensten Dinge, und den höchsten möglichen Grad des menschlichen Wissens. Derjenige, welcher nur einige Tropfen von dem Nektar der Weisheit gekostet hat, wird wohl ehe alles hingeben, als dieses Mittel aus der Hand lassen, zum Genuß der vollen Ströme zu kommen.

Das andre Geschenk, das ich euch zur Wahl aufstelle, ist ein bloßes Erdprodukt, zwo Man-

dragorawurzeln, unter einer besondern Konstellation gegraben, und in geweihten Purpur gehüllt; man sagt, sie gewähren dem Besitzer Fürstengunst und Frauenliebe, und helfen ihm zu den höchsten Ehrenstaffeln empor, ohne daß er dazu weitere Mühe, Kunst und Geschicklichkeit braucht, als die Bewahrung und Pflege dieser Unterpfänder seines Glücks; gemeine Dinge, die ihr von jedem Anfänger in dem Studium der großen Natur lernen könnt. — Nun, Gebhard, ihr wißt nun, was ihr vor euch habt, wählet, was ihr zur Befriedigung eurer geheimsten Wünsche am nothwendigsten haltet.

Gebhard wollte den Mund öfnen, aber er stockte und sann nach; nicht, als ob er zweifelhaft gewesen wäre, wozu er greifen sollte, o nein, seine Wahl war geschehen, Agnes und der Fürstenhut kamen ihm wieder in den Sinn, und sein ganzes Herz neigte sich zu den geheimnißvollen Wurzeln, die ihrem Besitzer das Unterpfand des Glücks, der Liebe und der Ehre werden sollten. — Ganz eine andere Sache war es, was ihn beunruhigte: Sein Herz sagte ihm, er habe nicht so gewählt, wie Marianus Schott es billigen würde, und er schämte sich, sein und des Prinzen Hohngelächter auf sich zu ziehn; gleichwohl war ihm die Seligkeit gränzenlosen Wissens, die ihm der Spiegel versprach, nichts gegen Fürstengröße und Minneglück, nach welchen

seine Seele schmachtete, seine Wahl blieb fest, und er sann nur nach, wie er sie auf eine schickliche Art rechtfertigen sollte.

Wenn der Prinz, begann er nach einer langen Pause, so wie ich, unter diesen beyden Stücken die Wahl gehabt, wenn er, wie ihr sagt, schon gewählt hat, so fiel gewiß seine Wahl auf den Spiegel; mir gebühret nicht, ihm Eingriffe in seine Rechte zu thun, und ich bin zufrieden, daß die andere, vielleicht geringere Gabe auf meinen Antheil falle.

Ihr vergesset, unterbrach ihn der Mönch, was ich vorhin sagte; doch dieses bey Seite gesetzt: warum glaubt ihr, daß er den Spiegel gewählt habe? Weil ihr ihn überhaupt der klügsten Wahl fähig haltet?

Nicht allein dieses, sondern auch, weil ich glaube, daß ihm die andere Gabe entbehrlich ist. Was könnte ihm der kräftigste Talisman von Fürstengröße zusichern, das er nicht schon besitzt?

Erwegt ihr nicht, daß an euer gewähltes Kleinod auch Fürstengunst und Frauenliebe gebunden ist? Rudolf hat Ursach, oder glaubt sie zu haben, über die Zuneigung einiger Personen seines Hauses zweifelhaft zu seyn, was wäre ihm wohl erwünschter, als sich hierüber zufrieden stellen zu können? überdies, Rudolf ist nicht schön; Prinzeßinnen sehen sowohl in der Liebe auf körperliche Schönheit, als gemeine Jungfrauen; er ist so-

wohl ein Jüngling als ihr, seine Wünsche gehen vielleicht so gut auf Minneglück, als die Eurigen, glaubt ihr, daß es ihm gleichgültig seyn könne, sich desselben durch die Gunst der Gestirne unwidersprechlich versichern zu können? — Nein, Gebhard, eure Ausflucht taugt nichts, und beharrt ihr auf Eure Wahl, so —

Ich beharre darauf, versetzte Gebhard, und streckte die Hand nach der purpurfarbnen Hülle seines Kleinods aus, indeß der Astrolog dem Prinzen den Spiegel, den er in der That schon vorher mit heißer Begierde gewählt hatte, zusprach, und sich dann wieder zu dem jungen Truchseß wandte, kaltsinnigen Abschied von ihm zu nehmen.

Gebhard, sagte er, ihr seyd ein verlorner Mensch, wenn ihr nicht weiser werdet; doch ihr seyd jung, ihr bedürfet Rath, und ihr sollt ihn haben, sobald ihr dieses Bedürfniß fühlen werdet, jetzt wär es vergeblich, euch denselben aufzudringen.

Und wenn ich einst um diesen Rath bitte, erwiederte Gebhard, wo soll ich den finden, von dem ich ihn am liebsten annehmen möchte, Euch den treuen Lehrer meiner Jugend?

Keine Schmeicheleyen, Gebhard! Derjenige, bey welchem ihr am liebsten Rath nehmet, das seyd ihr selbst; doch solltet ihr einst nach mir Verlangen tragen, so wird der Prinz immer Nachricht von meinem Aufenthalt haben, und diesen werdet ihr ja auf dem Kaiserthrone zu finden wissen!

Gebhard verbeugte sich, weil er dieses Gesprächs herzlich überdrüßig war, Rudolf umarmte ihn kaltsinnig, der Mönch gab ihm einen deutungsvollen Seegen, den er nicht beobachtete, und man trennte sich.

Bald nach Gebhards Abreise von Alkala änderte sich auch das Schicksal des Prinzen. Der Ordensmeister von Calatrava wandte die letzten Kräfte an, ihn der mönchischen Erziehung zu entreissen, die, wie er sehr weislich urtheilte, einmahl einen schlechten König aus ihm machen würde. Marianus Schott bekam heimliche Weisung, wie man ihn in Verdacht verbotener Künste habe, und wie er wohl thun würde, einer strengen Untersuchung zeitig auszuweichen. Diese Warnung zeigte, daß man ihn mit Schonung zu entfernen wünschte, er gehorchte dem Wink, foderte Dispensation zu einer Reise nach Rom, und umarmte den Prinzen, dessen Herz an ihm hing, und der ihm die heißesten Thränen nachweinte.

Nach seinem Abschied ward ihm sein längerer Aufenthalt zu Alkala lästig und langweilig, auch verlief noch ein einziges Jahr bis zu seiner Zurückberufung an den väterlichen Hof, man forderte ihn nach Presburg, allwo er zum römischen König gekrönt wurde, und seinen Bruder Mathias wieder sahe; doch ach nicht mit den Empfin-

bungen, mit welchen er ihn in seinen Knabenjahren verließ! Sein vorher schon zu Argwohn und schwarzen Verdacht geneigter Charakter, war durch die im Kloster verlebten Tage, durch das tiefsinnige Studium der Astrologie, und die daraus geschöpfte unvollkommene Kenntniß künftiger Dinge nicht heiterer und offener gemacht worden, und lag in der Wendung, die man der ersten Bildung dieses guten Prinzen zu geben suchte, Hoflist, Kabale und Wunsch, die Eintracht der Brüder zu stören, zum Grunde, so hatte man seinen Endzweck völlig erreicht. — Rudolf kam den herzlichen ofnen Umarmungen des feurigen Matthias sehr kaltsinnig entgegen, weil ihm die streitigen Kronen, und andere von der gestellten Nativität zurückgebliebenen Bilder unabläßig vor Augen schwebten. Mathias fühlte sich anfangs gekränkt, denn befremdet, zuletzt beleidigt, und der erste Grund zum heimlichen Bruderhaß war da, auf welchen dann diejenigen, welche ihren Vortheil bey Misverständnissen im kaiserlichen Hause suchten, mit vielem Glück fortzubauen suchten.

Doch wir vergessen, daß die Prinzen nicht unsere eigentlichen Helden sind! es sey uns erlaubt, zu unserm Gebhard zurückzukehren, Rudolf und Mathias werden uns in dem Verfolg seiner Geschichte schon wieder entgegen kommen.

Gebhard war verliebt, in Agnes von Mannsfeld verliebt, dies ist eigentlich das vornehmste,

was unsre Leser bis jetzt noch von ihm wissen, und es wird daher nöthig seyn, ihnen von diesen Dingen, welche den Grund seiner nachmahlichen Geschichte ausmachen, etwas mehreres zu sagen.

Agnes, Gräfin von Mansfeld, eine nahe Verwandtin von Gebhards Mutter, war die jüngste unter einer Menge von Brüdern und Schwestern, man achtete ihrer wenig im väterlichen Hause, wo eine Stiefmutter das Regiment führte, ihr Vater und der älteste ihrer Brüder waren abwesend, und sie wurde in dem Hause ihrer Tante, der Freyfrau von Truchseß, mit Gebhard und Carl erzogen, erst von den beyden Jünglingen als Schwester und Spielgefährtin, denn bey mehreren Jahren, mit höherer Zärtlichkeit geliebt. Sie war das schönste, unschuldigste Geschöpf, das man sich denken kann, fromm, sittsamm, tugendhaft, und wie bey diesen Vorzügen, den höchsten, die wir an einem Mädchen kennen, nur allzuoft geschieht, mit einem zärtlichen, allzuzärtlichem Herzen begabt; sie war gegen die Liebe beyder Brüder nicht undankbar, aber ihre Wahl entschied für den ältern; die Ursach? — weil der wackere Carl, obgleich seinem Bruder am innern Werth unendlich überlegen, nicht schön, Gebhard hingegen von so einnehmender Figur war, als der schönen Agnes nur jemals, jenseits ihrem Spiegel, zu Gesicht gekommen seyn mochte.

Agnes war sich der Ursach, die ihre Wahl be-

stimmte, nicht bewußt, sie hatte Verstand, und würde sonst anders gewählt haben, aber ihr Auge täuschte ihr Herz, und gab dem jungen Gebhard so viel Schönheit der Seele, als er Schönheit des Körpers besaß, die Täuschung war nicht schwer, denn Gebharden fehlte es weder an Verstand noch guten Herzen, Eigenschaften, welche die Liebe unendlich erhöhte, und sie zum Deckmantel aller kleinen Schwächen machte, welche bey Gebharden hier und da durchblickten; sein Stolz war in den Augen seiner jungen Liebhaberin Bewußtseyn seiner Vorzüge, sein Leichtsinn Feuer, seine Unbesorgtheit hoher Muth, die kühne Wagniß aufs Ungewisse, die er frühzeitig in allen Dingen äußerte, Tapferkeit, und so erwuchs in ihr eine Leidenschaft, welche der seinigen gleich war, und ein Vorurtheil für den Geliebten, welches in der Folge den härtesten Schicksalen trotz bot.

Die Liebenden wurden getrennt. Gebhard und Carl begleiteten den kaiserlichen Prinzen nach Spanien, Gebhard schied mit hohem Muthe, weil er viel von dem gewahr werden konnte, was Agnes sittsame Zurückhaltung ihm verbarg, und Carl so traurig, daß er, wie wir im Anfang dieser Blätter gesehen haben, zu Wien dem Kummer erlag und krank zurückblieb, da sein Bruder Rudolfen nach Alkala begleitete.

Jahre waren seidem vergangen, die Liebenden, welche bey ihrer Trennung noch sehr jung waren mehr heran gewachsen, und hatten die Gefühle

der Kindheit in das Jünglingsalter herüber genommen. Carl, entschlossen, seine Leidenschaft heldenmüthig zu bekämpfen, war in den Diensten des Prinzen Matthias geblieben, und hatte das väterliche Schloß und die geliebte Agnes all diese Zeit über nicht wieder gesehen. Gebhard kehrte liebend und hofnungsvoll aus Spanien zurück, und fand seine Geliebte — im Kloster.

Die junge Gräfin von Mannsfeld, die jüngste Tochter eines Hauses, welches für seine zahlreiche Familie lang nicht bemittelt genug war, um alle seine Sprößlinge standsmäßig in der Welt zu versorgen, hatte fast nie andre Aussichten haben können. Einige ihrer ältern Schwestern waren fürstlich, andre blos adelich verheirathet, einige ihrer Brüder folgten den Waffen, andere hatten der Kirche huldigen müssen, und für die arme kleine Agnes war der Schleyer aufgehoben.

Der Aufenthalt in dem Truchseßischen Hause hatte eine Zeit lang andere Hofnungen begünstigt. Die Frau von Waldburg liebte ihre Nichte, sie sah gern, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Söhne auf sich zog, und freute sich, daß die Vorliebe des jungen Fräuleins sichtbar auf Gebharden, den Liebling seiner Mutter fiel.

Schon war es zwischen der alten Dame und der schönen Agnes zu verdeckten Erklärungen über diesen Punkt gekommen, schon hatte die erste der letztern versichert, daß sie sich in einer solchen

Tochter glücklich schätzen würde, daß sie hoffe, ihr Sohn werde einer solchen Geliebten würdig, aus Spanien zurükkehren, und daß dann an der Einwilligung des mannsfeldischen Hauses nicht zu zweifeln wäre, als der Tod des alten Freyherrn von Waldburg alles zertrümmerte.

Ihn auf die Seite der Liebenden zu ziehn, wäre nicht schwer gewesen, er liebte die junge Agnes, welche jedermann lieben mußte, ihr Haus prangte mit dem höchsten Adel, und der Mangel an Vermögen war — für ihn zu übersehen. Aber jetzt, da dieser gute Greis nicht mehr war, gewann alles ein verändertes Ansehen; seine Söhne, bereits an den Gränzen der Jahre, da es dem Jünglinge erlaubt ist, für sich selbst zu sorgen, mußten sich noch gefallen lassen, unter die Vormundschaft eines Oheims zu kommen, und dieser Oheim war nicht der Mann, von dem man Begünstigung der Wünsche der Liebenden hoffen konnte.

Es war Bischof Otto von Augsburg, ein Mann, der im Schooße der Kirche, Glück, Ueberfluß und Ruhe gefunden hatte, ein Mann, der Hofnung zu den höchsten Ehrenstellen in derselben hegte, und schon jetzt dem Kardinalshut mit ungetäuschter Erwartung entgegen sah.

Das Glück, das er selbst genoß, gönnte er niemand lieber, als seinen Neffen; von ihrer Kindheit an hatte er gewünscht, wenigstens einen

Geistlichen zu sehen, um an ihm die volle Macht zu zeigen, einen Liebling empor zu heben. Seine Vorliebe war immer auf Gebharden gefallen, den er sanfter, gefälliger, lenksamer, und also zum Dienst der Kirche geschikter fand, als Carln. Es war sonderbar, Gebhard hatte den Einfluß seines Talismans, der ihm Fürstengunst und Frauenliebe bringen sollte, schon lang vorher erfahren, ehe er ihn erhielt, war er nicht der Liebling seiner Mutter und der schönen Agnes, und hieng nicht von Kindheit an, das Herz seines fürstlichen Oheims an ihm, so wie Kaiser Maximilian und Prinz Rudolf in der Folge fast ersten Bliks für ihn eingenommen waren?

Die Zuneignung des Bischofs von Augsburg, die er nie sonderlich geschäzt hatte, sollte jezt in seiner Abwesenheit die erstern bittern Früchte für ihn bringen. Bischof Otto kannte das Verhältniß, welches zwischen seinem Neffen und der jungen Gräfin von Mannsfeld war, und er bekam nicht sobald Gewalt über ihn, als er eilte, dasselbe zu stören. Gebhard sollte und mußte der Kirche geopfert werden, nnd damit Agnes nicht diesem Opfer Hinderung schafte, sollte sie ein ähnliches zuerst bringen.

Die Frau von Waldburg war durch Bischof Ottos glänzende Vorspiegelungen bald zu gewinnen, die Grafen von Mannsfeld hatten nichts wider den Stand, den sie der armen Agnes von Kindheit

auf bestimmt hatten, sie hatte keinen Schutz, und so geschahe es, daß sie bereits das Novizenkleid trug, als man durch wachsende Kränklichkeit des alten Freyherrn von Waldburg, und der immer bedenklichern Zeitungen, die aus Spanien einliefen, nur noch die Muthmassung hatte, seine unmündigen Söhne könnten bald unter die Vormundschaft des geistlichen Oheims kommen, und er dadurch in den Fall gesetzt werden, mit Gebhard, seinem Auserkohrnen, zu schalten, wie er wollte.

Ach Gebhard! Gebhard! dich vergessen! seufzte Agnes am nächtlichen Altar, vor welchem sie nun bald ihr Gelübde ablegen sollte! — das war die klagende Stimme, welche der Astrolog einst im Gesicht vor Gebhards Ohren brachte, der leichtsinnige Jüngling fühlt in derselben nichts, als das Entzücken, in dem Andenken seiner Geliebten zu leben, und sogar der Gegenstand ihrer Gebete zu seyn; die Umstände, welche die Töne, die ihm so süß lauteten, bedenklich machten, übersahe er, nach seiner gewohnten Flatterhaftigkeit, sah nicht die Thränen, die aus des Mädchens Augen strömten, oder hielt sie einig für Thränen sehnender Liebe, sah nicht den klösterlichen Schleyer, der sie schon halb bedeckte, oder hielt ihn für eine Tracht, die sie aus Gefälligkeit gegen die Elisabethinerinnen angelegt habe, in deren Hause sie oft Besuche von einigen Wochen abzulegen pflegte.

Gebhard hatte hier gehandelt, wie bey der astrologischen Erforschung seines Schicksals, er hatte das Angenehme mit Entzücken hingenommen, und die Augen, so fest er konnte, vor dem verschlossen, was ihm hätte Kummer machen können, eine Maxime, die er sein ganzes Leben hindurch beobachtete, und dadurch endlich das ward, was sein gutes Glück, das ihm dann und wann noch immer lachte, sicherlich nicht aus ihm hatte machen wollen.

Agnes hatte bey den Elisabethinerinnen zwey Freundinnen gefunden, deren Umgang ihr ihr strenges Loos versüßte. Sidonie, die Gräfin von Aremberg, und die junge Prinzeßin Anna, Ferdinand des zweyten Tochter, zwo Damen, die sich der jungen Verlassenen annahmen, und ihr zuschwuren, ihr Schicksal so viel als möglich zu lindern.

Eine gewaltige Linderung erhielt sie schon durch den langen Aufschub ihres Gelübdes. Die Aebtißin des Klosters war gestorben; es fanden sich mehrere Competentinnen; die Klosterfrauen bestanden in ihrer Wahl auf der Prinzeßin Sophia, einer Tochter Kaiser Maximilians, und ältern Schwester Rudolfs, aber diese Dame, ob sie gleich schon als Nonne verschiedene Jahre zu Kloster Wettingen gelebt hatte, war doch zu der

Stelle, welche man ihr antrug, noch viel zu jung, und der Consense und Dispensationen, welche darüber einzuholen waren, waren so viele, daß darüber viel Zeit vergieng, und die Einkleidung der Gräfinn von Mannsfeld und einiger andern jungen Novizen, (mit welcher Feyerlichkeit man die Einführung der neuen Domina zu verherlichen dachte) ungewöhnlich lang verschoben wurde.

Gebhard fand seine Geliebte noch im Noviziat, er erfuhr den ganzen Zustand seiner Sachen in dem mütterlichen Hause, und erhielt, als seine Verzweifelung durch die Unmöglichkeit, seine Agnes zu sprechen, aufs höchste getrieben wurde von einer mitleidigen Seele, die ihn und Agnes liebte, von der Amme der jungen Gräfin den Rath, sich am Gitter bey der Gräfin von Aremberg melden zu lassen, und das Uebrige von ihr und dem Schicksal zu erwarten.

Dieses gelang; die Gräfinn von Aremberg, selbst in den Leiden durch geistliche Gelübde getrennter Liebe hocherfahren, fühlte Mitleid bey Gebhards Thränen, und Agnes in ihrer Novizientracht erschien das nächstemahl mit ihr am Gitter.

Welch eine Zusammenkunft der beyden Liebenden! welch ein Wiedersehn! Agnes verhehlte ihre Thränen nicht, ließ ihren Geliebten mehr von ihrer Zuneigung sehen, als ausser dem Kloster geschehen seyn würde, und dieser beging, nach seiner Gewohnheit tausend Ausschweifungen, und

redete Dinge, welche niemand als die tolerante Gräfin von Aremberg, sie, die aus mehr als einer Ursache, Mitleiden haben gelernt hatte, hätte hören dürfen.

Die Gräfin von Aremberg war nicht allemahl gegenwärtig, wenn Agnes und Gebhard sich am Gitter sahen, sie hatte oft Briefe an Salentin, den Erzbischof von Kölln, einen Grafen von Isenburg, ihren nahen Verwandten, zu schreiben, deren Bestellung an die dritte Hand, durch wel- welche sie ihm zukamen, Gebhard übernahm, und also natürlich manche Stunde bey seiner Geliebten im Sprachzimmer zubringen mußte, die er ungerne abgekürzt sahe; das Kloster hatte damals kein Oberhaupt, manche kleine Freyheit ging hin, die unter den Augen einer strengen Aebtißin nicht geduldet worden wäre.

Und wenn man sich gleich liebte, wie Jakob und Rahel, denen vor lauter Liebe sieben Jahre zu einzelnen Tagen wurden, so kann man doch, wenn man sich täglich sieht, unmöglich immer von Liebe reden; Liebe sey immer der Eingang und das Ende eines jeden Gesprächs, so entwickeln sich doch aus demselben andre Dinge, welche der Unterhaltung mehr Feuer und Abwechselung

gewähren, und nicht selten der Grund zu dieser oder jener grossen Ereigniß werden.

Agnes war nicht immer so willig, wie das erstemal am Gitter, ihrem Liebhaber das volle Feuer ihrer Leidenschaft blicken zu lassen, sie nahm oft die scheue Zurückhaltung wieder an, mit welcher sie ihn vor der spanischen Reise, so jung sie auch damals war, hinzuhalten wußte, und die sie mit Recht für ihren gegenwärtigen Stand besonders schicklich fand.

Kann Agnes grausam gegen mich seyn? fragte Gebhard eines Tages, kann sie ihr eignes Herz gegen mich verleugnen, gegen mich, der es in ihren einsamsten unbewachtesten Stunden belauscht hat.

Belauscht? mich belauscht, in meinen einsamsten Stunden?

Wollt ihr die Liebe leugnen, die ihr mir an heiliger Stätte gestanden habt?

Was meynt ihr?

(Gebhard mit ausgebreiteten Armen, gen Himmel gerichtetem Aug — und der ganzen Pantomime, die ihm von dem Gesicht im Augustinerkloster noch unvergeßlich war) — o Gebhard! Gebhard! dich verlassen? dich vergessen?

(Agnes erschrocken.) Wenn sagte ich das? und wenn hörtet ihr mich?

Laßt mich sehen! — Es war vorm Jahr, am Abend vor Kreuzerhöhung, wenig Minuten nach Mitternacht!

(Agnes noch erschrockener) Ihr waret damals in Spanien, und ich —

Und ihr in diesem Kloster. Noch sehe ich euch knien, noch sehe ich eure schönen Augen gen Himmel strömen, noch ist mir alles erinnerlich, bis auf den kleinen Umstand, daß die eine der Wachskerzen auf dem Altar verlosch, und ihr — —

Gebhard, seyd ihr ein Gespenst oder ein Zauberer?

Agnes!

Kein Wort weiter! Entfernt euch, wenn ihr mich nicht tödten wollt!

Von unsern heimlichsten Heimlichkeiten öffentlich reden hören, Scenen, bey welchen wir gewiß sind, nur die Unsichtbaren zu Zeugen gehabt zu haben, als eine bekannte Sache detaillirt zu sehen, o meine Leser, wer ist unter uns, der hiebey nicht eine sonderbare mit einigem Schauer verbundene Empfindung erfahren würde? man verzeihe also der jungen Agnes, wenn sie bey dem, was ihr Gebhard sagte, ein Entsetzen fühlte, das freylich durch Umstände noch erhöht ward.

Niemand kann von der vollen Zeugenlosigkeit irgend einer Handlung so gewiß überzeugt seyn, als es Agnes von ihrem damahligen nächtlichen Gebet am Hochaltar der Elisabethinerinnen war. Die fromme Schwärmerin, mit Liebe zu ihrem Gebhard und aufgeregten Religionsempfindungen ringend, ohne Leitung, ohne Rath, auf welche Seite sie sich schlagen sollte, ohne Hofnung, ob sie das, wohin ihr Herz am meisten hing, Beständigkeit für Gebhard, würde durchsetzen können, diese junge Verlaßne hatte in den Bedrängnissen, die sie von allen Seiten erlitt, alles auf überirrdische Entscheidung gesetzt. Nie ist irgend ein Götterspruch mit größerer Zuversicht erwartet worden, als Agnes erwartete, zu gewisser von ihr bestimmten Zeit die Stimme Gottes in ihrem Herzen zu hören, ob sie der Liebe, oder dem Eindringen derer folgen solle, welche ihr zum Kloster riethen. Die Zeit war fast verflossen, ihr Herz sprach noch so laut als jemals, für Gebhard; zu fromm und gewissenhaft diesem, was sie mit Recht nur Stimme der Natur nannte, ganz zu trauen, wollte sie noch einmal an heiliger Stätte um göttliche Leitung flehen. Durch strenges Fasten, fast zwey voller Tage zubereitet, durch Lesen schwärmerischer Schriften, die ihre Andacht nähren sollten, in die überspannteste Gemüthsfassung gebracht, machte sie sich am Abend vor Kreuzeserhöhung,

eine Stunde vor Mitternacht auf, zu ihrer Betfahrt. Kein Pilger ist je zum heiligen Grabe mit mehrerer Inbrunst gewallt. Der Schlüssel zur Klosterkirche war in ihren Händen, mit List hatte sie sich desselben bemächtigt, mit zitternden Schritten schlüpfte sie durch die tönenden Hallen, die sich über Gräbern empor wölbten, vermittelst einer kleinen Leuchte in ihrer Hand, zündete sie die Kerzen auf dem Altar an, auf dessen Stufen sie sich nunmehr niederwarf und Gebete begann, von denen Gebhard im Gesicht nur einige Worte vernommen hatte, Worte, die ihr nur gar zu lebhaft noch im Sinne lagen, und deren Wiederholung ihr also, da sie wußte, daß sie von keinem Sterblichen gehört worden seyn konnten, wohl einigen Schauer machen mußte; ihr Herz hatte mit denselbigen den Wunsch verbunden, wär dieses Verlassen, dieses Vergessen ihres Geliebten, Wille des Himmels, so möchte er ihr denselben durch irgend ein sichtbares Zeichen kund thun, und ihr Herz vermittelst desselben zu willigem Gehorsam stimmen. Zitternd wünschte sie dies, und siehe, die eine der geweihten Kerzen verlosch, bald darauf auch die andere. Tiefe Dunkelheit umhüllte die zagende Beterin, die ohne Rücksicht auf den Zugwind, der durch das Gewölbe wehte, die verloschenen Kerzen für Entscheidung ihres Unglücks annahm, und ohnmächtig auf den Stufen des Altars niedersank.

Hier fand sie noch der anbrechende Tag, sie ermunterte sich. Furcht, entdekt zu werden, machte, daß sie sich zitternd erhob, und nach ihrer Zelle schlich, um sich auf ihr Bette zu werfen, auf welchem sie ein heftiges Fieber, eine Folge der nächtlichen Begebenheit, Wochenlang fest hielt.

Diese nächtliche Begebenheit hatte Aufsehen erregt, ob man gleich derselben nie hatte auf den Grund kommen können. Agnes hatte in der Schwachheit, mit welcher sie nach ihrer Zelle schlich, den Schlüssel an der Kirchthür vergessen, welchen die Domina selbst zu verwahren pflegte, man sah, daß die Kerzen auf dem Altar gebrannt hatten, und weil man nun auf keine Art die Wahrheit muthmaßen konnte, so hatte man aus der ganzen Sache ein Vorzeichen gemacht, welches, wie man meynte, auch bald darauf durch den Tod der Aebtißin gerechtfertigt wurde. Die kranke Agnes aber blieb unbeargwohnt und unbefragt, und hatte auch nie, selbst gegen ihre vertrauteste Freundin, die Gräfin von Aremberg nicht, mit jemand von diesen Dingen gesprochen, daher Gebhards Wissenschaft von denselben sie billig äußerst befremden mußte.

Jetzt war die Gräfin von Aremberg ihre Vertraute bey dieser Sache, sie trat eben ein, da Gebhard auf die dringende Forderung seiner

erschrockenen Geliebten das Sprachzimmer hatte verlassen müssen, und sie selbst noch ganz ausser sich an die Mauer gelehnt da stand, und sich nicht zu faßen wußte.

Die Gräfin von Aremberg dachte in vielen Stücken aufgeklärter, als das Klosterfräulein, sie überzeugte sie, daß man oft auch über die unbegreiflichsten Dinge Auskunft finden könne, ohne eben darum Wunder zu Hülfe zu nehmen. Nach ihrem Rathe mußte Gebhard ernstlich über den ganzen Vorgang befragt werden, und er ward es gleich des nächsten Tages.

Gebhard fand kein Bedenken, den schönen Fragerinnen alles zu entdecken, was sie so dringend von ihm verlangten, und die ganze Geschichte im Augustinerkloster kam zum Vorschein; Dinge, welche ihm, dem sie unter Augen seines Lehrers geläufig geworden waren, weit unbeträchtlicher vorkamen, als den Damen, die starr und bleich vor Erstaunen ihm gegenüber saßen, und sich das, was ihnen im Grunde keinen kleinen Schauer erregte, zehnmal von dem jungen Truchseß wiederholen ließen.

Dem Erstaunen und dem Schauer folgten andre Empfindungen, denn jetzt erzählte Gebhard von dem Unterricht, den er selbst in der Astrologie erhalten, und von den Progressen, die er in dieser tiefsinnigen Wissenschaft gemacht hatte, erzählte von seiner eigenen Nativität, und von

dem Glück, der Ehre und der Liebe, das ihm die Gestirne weissagten.

Agnes sahe den Jüngling, der sich so ausserordentlicher Dinge rühmen konnte, mit wachsender Theilnehmung an, und selbst die Gräfin von Aremberg betrachtete ihn mit einer Art von Ehrfurcht. Gebhard ein Fürst? ich die Seinige? wiederholte die erste, indem sie der Sache weiter nachdachte, und ihr Herz von den süßesten Regungen erwärmt fühlte, also nichts mehr vom Klostergelübde? oder sollten die Gestirne dem Willen des Himmels widersprechen?

Schade ists, rief die Gräfin von Aremberg, daß der Herr von Truchseß seinem Schicksal nicht tiefer nachgeforscht hat!

Wenn? wie? wo soll das alles geschehen, was ihm das Schicksal verspricht? was für Wege soll er einschlagen, zu seinem Glück zu gelangen?

O wenn Gebhard mich liebt, schrie Agnes, so wird er dieses alles heute, heute noch erforschen!

Nimmermehr! erwiederte er, ich habe geschworen, meine eigene Nativität nie zum zweytenmale zu stellen, ich hatte einen Freund, der durch zu tiefes Forschen seinen ganzen Forschsinn aufopferte, ich weiß von meinem Schicksal genug, um mich desselben zu freuen; der Rest möchte Bit-

terkeiten enthalten, die ich, wenn sie kommen, Zeit genug schmecken werde.

Herr von Truchseß, sprach die Gräfin von Aremberg, welche eine kleine Weile in Gedanken gesessen hatte, ich erwarte morgen Euren Besuch, nicht hier am Gitter, sondern auf meinem Zimmer, ich habe Dinge von Wichtigkeit mit Euch abzuhandeln! Jetzt entfernt Euch, euer Besuch hat für unsre kleine Novize schon ein wenig zu lang gedauert.

Die Wichtigkeiten, welche die schöne Sidonie von Aremberg mit Agnesens Liebhaber zu bereden hatte, waren ein Antrag, den man sich von der feurigsten flüchtigsten Dame ihrer Zeit nicht seltsamer hätte denken können. Gebhards Erzählung hatte Erstaunen, Bewunderung, zuletzt Neugierde erregt; sie wollte genauer wissen, was sie nur oberflächlich gehört hatte, wollte tiefer in Geheimnisse eindringen, an deren Möglichkeit sie bisher mit freygeisterischem Unglauben gezweifelt hatte, wollte nicht allein sehen und hören, wessen sich Gebhard rühmte, nein, sie wollte es selbst lernen.

Sidonie befand sich in einer Lage, die der Leser aus der Folge besser wird beurtheilen lernen, und die uns gemeiniglich sehr forschbegierig nach

der Zukunft macht: zu wissen, wie gewisse Dunkelheiten, die noch auf ihrem Schicksal ruhten, sich aufklären, wie gewisse Unmöglichkeiten möglich gemacht werden sollten, dies war seit gestern ihr herrschender Wunsch; sie brannte vor Begierde, den jungen Astrologen zum Mittel der Beförderung ihrer Wünsche zu gebrauchen, und gleichwohl lag in ihrer ganzen Verfassung etwas, das es ihr höchst schwer machte, sich jemand zu entdecken, und ein fremdes Auge zu Erforschung dessen zu gebrauchen, was sie allein sehen wollte. Wie sollten diese widersprechenden Dinge vereinigt werden? — O sehr leicht, sagte sie zu sich selbst, ich will von einem Fremden das Sehrohr borgen, und es dann selbst brauchen. Was Gebhard lernen konnte, das wird mir zu begreifen nicht unmöglich seyn! Die Sache kostet nur ein wenig Zeit, und diese dem Schlaf, dem Putztisch und der Mode abgekürzt, — ja, ja, es wird gehen, und in wenig Monaten bin ich Meisterin der Kunst aller Künste, und durch dieselbe Meisterin meines Glücks!

Die Forderung, welche sich auf diese Reflexionen gründete, und nun dem jungen Truchseß vorgetragen wurde, setzte ihn in Erstaunen; er machte Einwendungen, ward widerlegt und gab nach, da er den vornehmsten seiner Einwürfe entkräftet sahe. Er hatte mit Sidonien von dem

gänzlichen Mangel der Hülfswissenschaften jener großen Kunst gesprochen, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach bey ihr als einer Dame finden mußte, und sie hatte ihm mit Lachen entdeckt, daß er hier eine Gelehrte vor sich habe, welche es in der Arithmetik, in den Sprachen u. s. w. mit manchem Abt aufnehmen könnte. Was in der Kindheit meine Plage war, setzte sie hinzu, das soll nun Mittel zu meinem Vergnügen werden, und ich bitte euch, lieber Gebhard, keinen weitern Aufschub, wenn ihr anders wollet, daß ich ferner eurer Liebe hold seyn, und euch in derselben zu Zeiten einige kleine Willfahrungen leisten soll.

Die Beschwörung war zu groß und Gebhard mußte einwilligen; die erste Lehrstunde wurde begonnen, und ihr folgten so viele andere, folgte so viel eignes tägliches und nächtliches Studiren, daß jedermann im Kloster sich wunderte, wie die vornehme Kostgängerin, welche sich bisher ihrer Freyheit so wohl gebraucht hatte, so andächtig geworden sey, daß sie Tag und Nacht über den Büchern liege.

Gebhard sah seine schöne Schülerin bald so weit als er selbst war. Sie wählte sich zum ersten Probestück ihrer erlernten Kunst, die Nativität eines jungen Fräuleins von Rietberg, die sich als Kostgängerin im Kloster aufhielt, und es ereigneten sich gleich in den ersten Tagen,

nach Vollendung des Werks, so auffallende Beweise, daß die Sterne wahr geredet hatten, und von Sidonien richtig gedolmetscht worden waren, daß sie, wir wissen nicht ob mit mehrerm Muth oder mit mehrerm Zittern an den Hauptversuch gieng, welcher der einige Entzweck ihrer mühsamen Studien gewesen war, und sich rüstete — ihr eigenes Schicksal zu erforschen.

Gebhard war diese Zeit über durch die Wißbegierde der Gräfin von Aremberg sehr von dem Umgange mit seiner Agnes abgehalten worden, er mußte manche Stunde jener schenken, die er dieser gern gewidmet hätte, nun sah er sich mit Entzücken aus einem astrologischen Schulmeister wieder in einen Liebhaber verwandelt; und konnte, während Sidonie in den Sternen las, und Zahlen gegen Zahlen wog, die Gesellschaft seiner Agnes desto ungestörter geniessen.

Ach nur kurze Zeit dauerte diese Freude, ein Augenblick erschien, den man ohne ein Sternkundiger zu seyn, längst hätte ausrechnen können, und der die Trennung der Liebenden wie ein Ungewitter schnell herbeybrachte.

Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß Gebhard einen Oheim hatte, welchem es gelungen war, schon manche Irrung in die Zufriedenheit seines Neffen einzustreuen und der sich aus lauter Liebe vorgenommen hatte, dieses in Zukunft noch mehr zu thun.

Er, der Bischoff von Augspurg war es, der die arme Agnes ins Kloster beförderte, wo sie, seinen Gedanken nach, nun schon eingekleidet seyn mußte. Eine Reise nach Rom um den Cardinalshut zu erlangen, hatte gemacht, daß er das, was in Deutschland, vorgieng nicht so genau wissen konnte, und diese gesegnete Reise, die nach dem Wunsche der Liebenden wohl hätte ewig dauern mögen, war es auch gewesen, was ihnen so schöne Muse und Freyheit gegeben hatte, sich ungehindert und unbeneidet zu sehen, und Oheim und Klostergelübde fast ganz und gar zu vergessen.

Ach nun war Bischoff Otto zurück, und sie wurden nur gar zu schnell an das Vergessene erinnert. Mit Zittern entdeckte Gebhard seiner Agnes, daß er Briefe von Augspurg habe, und sich gleich des andern Tages entfernen müsse. Ihre Antwort waren Thränen.

Sind dies, schluchzte sie, die ersten Proben von dem Glücke, damit Gebharden die Gestirne schmeicheln?

Geliebte, erwiederte er, ich würde in Verzweiflung seyn, wüßte ich nicht, daß oft die widrigsten Dinge Mittel zu unserm Glück sind. Was ich auch immer von leichter mühloser Erlangung meines schönen Looses hoffen mag, so läßt sich es doch leicht denken, daß es mir hier nicht ungesucht entgegen kommen wird; oder

denkt meine Agnes, ich werde den Fürstenhut hier am Sprachgitter finden?

Und wird er euch beym Bischoff von Augspurg zu Theil werden? Ach ich sorge, nur allzubald wird er seinen Neffen der Kirche weihen, und diese mächtige Braut wird der armen Agnes alle Ansprüche streitig machen.

Wenn ich meinen Oheim erst ganz für mich gewonnen habe, dann werde ich ihm bekennen, daß der geistliche Stand meine Wahl nicht ist, dann werde ich ihn bitten, mir das Schwerd umgürten zu lassen, und mit diesem, o mit diesem kann man sehr leicht den Purpur gewinnen.

Ach Gebhard, laß den Purpur, du bleibst mir lieb auch ohne denselben.

Aber bedenkt meine Agnes auch, daß nur der Purpur sie mir erreichbar macht? Nur als Fürst kann ich die Gelübde lösen, die sie schon halb gebunden haben, einen gemeinen Ritter zu lieben, pflegt der Pabst nicht allzufreygebig mit Dispensationen zu seyn, und wollte man sie auch mit Golde aufwiegen.

Aber wie werde ich mich so lang, bis diese weitaussehenden Dinge Würklichkeit werden, der Annehmung des Schleyers erwehren können?

Gebhard sann nach, fand keine befriedigende Antwort, und schloß mit seinem gewöhnlichen Spruche, dies alles müßte sich schon geben, da das Glück und die Gestirne auf ihrer Seite wä-

ren; ein leidiger Trost, der weder für Agnes noch ihn befriedigend war, das zeigten die heissen Thränen beym Abschiede und die tausendmal von beyden Seiten wiederholte Frage: werde ich dich auch, und wenn und wie werde ich dich wieder sehn?

Der Leser denke nicht, daß diese zweifelhaften Worte allein aus dem Munde der jungen Gräfin von Mannsfeld giengen, auch Gebhards Muth und Glaube sank ein wenig beim Scheiden. Er sahe wohl, daß die Erreichung seiner Wünsche nicht so nahe war als er in Spanien geglaubt hatte, da er fast meynte, den Fürstenhut und die Hand seiner Agnes gleich bey seiner Ankunft in Deutschland zur Annahme bereit zu finden; er dachte jetzt oft an den alten Marianus Schott, der es ihm so ernstlich verwies, bey seiner Erforschung der Zukunft, blos beym Allgemeinen geblieben zu seyn, nicht auf Nähe oder Entfernung des ihm bestimmten Glücks, nicht auf Mittel der Erlangung geachtet zu haben. Oft wünschte er die Untersuchung noch einmal vornehmen zu können, aber theils fehlte es ihm jetzt an Muth, Muse und Entschlossenheit zu diesem schweren Werke, theils hatte auch Prinz Rudolfs trauriges Beyspiel ihn würklich veranlaßt zu tiefes Grübeln zu verreden, er war Zeuge gewesen, wie sehr der wenige gute Muth, den sein fürstlicher Freund übrig hatte, vollends geschwunden

war, als ihm in Rücksicht auf sein eignes Schicksal nichts mehr zu erfahren übrig blieb.

Bischoff Otto empfing seinen Neffen mit wahrer Vaterfreude. Der junge Truchseß hatte sich seit der Abreise nach Spanien ungemein zu seinem Vortheil ausgebildet, sein Körper hatte sich schöner entwickelt, und er stellte jetzt würklich die einnehmendste Figur vor, die je zu einem geistlichen Kleide bestimmt war. Seine Sitten waren noch eben so sanft als zuvor, aber vielmehr nach dem damahligen feinen Weltton geformt; ein Vorzug, den der geistliche Herr wohl einsah, und nach Würden zu schätzen wußte.

O mein Gebhard! rief Otto, indem er ihn in seine Arme schloß, wie ganz bist du das, was ich wünsche, und was ich mir seit deiner frühen Kindheit von dir versprochen habe! Welche glänzenden Stufen sehe ich dich im Geiste besteigen! Sorge nur nicht! dein Glück ist gänzlich mein Werk! Habe ich dich erst so weit, daß du die Weihen annehmen kannst, denn geht es schnell weiter: Prälat! Bischoff! Erzbischoff! Kardinal! — —

O zu viel mein Oheim! zu viel!

Nicht zu viel, mein Neffe, Kardinal, sage ich! und sollte dieser Kardinal einmal der Nepote eines Pabsts werden, dann mit der Zeit auch die dreyfache Krone.

Wär ich der Nepote eines Pabsts, so würde die dreyfache Krone, könnte ich sie auch erlangen, wohl ehe der Gegenstand meiner höchsten Furcht als meiner Hoffnung seyn.

Das zärtliche Kompliment, das in dieser Antwort lag, ward von dem Bischoff wohl verstanden, tief gefühlt, und mit einer verneuten Umarmung belohnt.

Guter Jüngling! rief er, damit du dein Glück nie auf meinen Tod bauen darfst, so werde ich dafür sorgen, daß es bey meinem Leben so fest gegründet werde, daß du es nicht besser verlangen kannst.

Diesem Eingange, der würklich Gebhards weiches Herz ganz für seinen Oheim einnahm, folgte ein ernsters Gespräch über die erlangten Kenntnisse des jungen Menschen. Bischoff Otto schien zu glauben, Gebhard werde wohl zu Alkala nichts mehr getrieben haben, als die gewöhnlichen superficiellen Studien der Höflinge, und es werde ihm einige Mühe und Ueberwindung kosten, sich an die tiefsinnigen Wissenschaften zu gewöhnen, die von einem Geistlichen gefordert werden. Ein Strahl der Zufriedenheit, und die Hofnung seinen Neffen doch nicht ganz

unwissend zu finden, ging ihm schon auf, als er erfuhr, Gebhard habe mit dem Prinzen im Kloster der gelehrten Augustiner zu Alkala studirt, und er erstaunte bey noch genauerer Untersuchung, in dem jungen Menschen Schätze geistlicher Weisheit zu finden, die manchem Alten, die vielleicht ihm selbst fehlten.

Wahrhaftig! rief er einmal über das andere, indem er mit grossen Schritten das Zimmer maß, wahrhaftig, das ist viel! sehr viel! das hätt ich nicht vermuthet! das wird uns sehr helfen, da dem Ziel entgegen zu laufen, wo ich glaubte, wir würden nur gemachsam gehen dürfen. Statt der Verlegenheit, in welcher ich mich glaubte, wo ich dich sollte deine Studien beginnen lassen, sehe ich mich nun verlegen, wohin ich dich deiner Kenntnisse würdig placiren soll. Geh mein Sohn! ruhe aus von der Reise, und den Zweifeln, die du vielleicht über dein Schiksal gehabt hast; beschäftige dich von nun an mit den heitersten Aussichten, denn noch einmal, dein Glück ist meine Sorge.

Ob Gebhard sich würklich damit beschäftigte, was sein Oheim heitere Aussichten nannte, das wissen wir nicht, nur so viel ist uns bekannt, daß er gleich des andern Morgens erfuhr, daß er einen gewaltigen Fehler begangen hatte, den Bischoff so viel von seiner Gelehrsamkeit merken zu lassen. Wie viel schöne Zeit hätte er mit

scheinbarer Erlernung nöthiger Dinge gewinnen können, da man ihm nun schon, als einem der nichts mehr zu lernen hatte, Bedienungen entgegen trug und Schritte zumuthete, welche entscheidend waren, und seiner Liebe und seinen Hofnungen alle Aussichten zu benehmen drohten.

Gebhard konnte sich seines schnellen Glücks nicht anders erwehren, als daß er, da man sein Wissen vollkommen fand, einige Lücken in seinem Glauben äusserte, welche den guten Bischoff von Augspurg in grosses Schrecken setzten. Gebhard hätte in dem spanischen Kloster die Polemik nicht so ernstlich getrieben haben müssen, als würklich geschehen war, um mit den Lehren der Protestanten, welche jetzt immermehr überhand nahmen, nicht ziemlich bekannt worden zu seyn. Zwanzig mahl hatte er unter des weisen Marianus Vorsitz, die Ketzer deren Rolle allemal andere junge Klosterschüler spielen mußten, mit mächtigen Gründen niedergedonnert, und oft gedacht, daß die Ueberwundenen sich besser hätten vertheidigen können; jetzt kam er auf den Gedanken die Waffen umzukehren, und die oder jene Lehre seiner bisherigen Gegner als glaublich wenigstens als nicht ganz widerlegbar vorzustellen.

Daß dieses, da er nichts darunter suchte, als nur Aufschub zu gewinnen, immer nur in

der tiefsten Einsamkeit des bischöflichen Kabinets geschahe, läßt sich denken, aber desto besser für die Parthie, deren sich Gebhard damahls nur noch scheinbar annahm, und desto schlimmer für die Gegenseite, welche dort keinen Vertheidiger haben konnte, als den Bischoff.

Gebhard war seinem alten Oheim zu mächtig, er ängstete ihn wahrhaftig mit seiner Beredsamkeit, die alles vor sich her niederstürzte, und wenn das so fortdauerte, selbst den heiligen Stuhl zu bedrohen schien.

Gebhard sah Thränen in des guten Bischoffs Augen, er fürchtete zu weit gegangen zu seyn, fürchtete, von dem Feuer des Disputirens hingerissen, das zu ernsthaft vertheidigt zu haben, was er damals noch nicht im Ernst für wahr hielt. Er lenkte ein. Er hatte erlangt was er wünschte, hatte Zweifel in seiner Fähigkeit zum Dienst der Kirche erregt, und allzuernstes Eindringen wegen Annahme der Weihen von sich abgewehrt; aber, er hatte auch noch mehr gethan, hatte seinen alten Oheim in Bekümmerniß und Bestürzung gesetzt, das wollte er nicht, und er bat fast knieend um Verzeihung.

Verzeihung? erwiederte der bekümmerte Greis, Verzeihung für das, was dein Unglück, nicht dein Fehler ist? — Ja, das sind die Folgen der philosophischen Grübeleyen! Wir treiben die Spitzfündigkeiten so weit, bis wir selbst nicht

mehr wissen, was wir denken und was wir glauben sollen. Doch gehe hin, mein Sohn, ich glaube, nur dein Verstand, nicht dein Herz ist schuldig; gehe hin, ich will auf ernste Heilung für dich denken.

Es gehörte nicht in Gebhards Plan sich so bald heilen zu lassen; er zeigte sich willig Gründe zu hören, aber er sorgte immer noch Gegengründe übrig zu behalten, und studirte, damit es ihm hierinn nie fehlen möge, tiefer in verbotenen Schriften, die er sich heimlich zu verschaffen wußte, als vielleicht ausserdem geschehen seyn würde.

Er blieb den Gegnern, die ihm der Bischoff entgegen stellte, immer unüberwindlich, und mußte es bleiben, da Otto sich hüten mußte, den mangelhaften Glauben seines Neffen nicht dem gelehrteren und vornehmern Theil der Gottesgelehrten blos zu stellen, welche seine Irrgläubigkeit hätten ausbringen, und ihm dadurch an seinem Emporkommen hinderlich seyn können.

Einen mächtigen und gelehrten Freund hatte der Bischoff, dem er sich in dieser Sache ganz glaubte vertrauen zu können, von dessen tiefen Einsichten er Hülfe erwarten konnte, und den das Glück gerade zu rechter Zeit damals nach Augspurg führte. Es war Friedrich Salentin, der Churfürst von Cölln, der mit dem Bischoff von Augspurg in besondern Verhältnissen stand,

weil er durch ihn am römischen Hofe gewisse Angelegenheiten hatte treiben lassen, die für ihn von der äussersten Wichtigkeit waren.

Salentin, ein geborner Graf von Isenburg, der letzte eines grossen Hauses, welches mit ihm ganz aussterben mußte, gieng mit den Gedanken um, den Stand eines geistlichen Fürsten zu verlassen um sich vermählen zu können. Liebe drängt sich auch unter den geistlichen Purpur, und Liebe zu einer angebeteten Dame war es, was den Grafen von Isenburg vornehmlich bestimmte Dispensationen zu suchen, die er nicht ohne die größten Aufopferungen erhalten konnte.

Sein Freund, Bischoff Otto, hatte auf seiner römischen Reise nach dem Cardinalshute der Sache des Churfürsten von Cölln mächtig vorgearbeitet, aber ganz gewonnen hatte er sie bey weitem noch nicht, er hatte dieses seinem erhabenen Klienten kürzlich überschrieben, der, weil hohes Alter und Schwachheit dem guten Bischoffe die Reise zu ihm verwehrte, jetzt herüber kam, die ganze Lage seiner Angelegenheiten, umständlich aus Ottos Munde zu vernehmen.

Hier war es, wo Salentin den jungen Gebhard Truchseß kennen lernte, dessen Name ihm schon sehr wohl bekannt zu seyn schien, und den er mit einer besondern Vorliebe betrachtete. Der Bischoff empfahl dem Churfürsten seinen Neffen, welcher die Klage über seine Anhänglichkeit an

gewisse Irrlehren lächelnd anhörte, und seinen Freund versicherte, wie er in seinen Klöstern so gelehrte Mönche habe, daß der junge Zweifler vor ihren Gründen nicht aufkommen und ihnen schnell werde gewonnen geben müssen.

So nehmt ihn hin, sagte Bischoff Otto, nehmt ihn hin, meinen Neffen, sorget für seinen Glauben und für sein Glück, ich überlasse es euch ganz, und fordere euch auf, wenn ihr glaubt mir einige Dankbarkeit schuldig zu seyn, sie auf ihn zu übertragen, und ihm das ganz geniessen zu lassen, was ich noch einzufordern zu alt bin.

Ein Handschlag bekräftigte hierauf den Vertrag der beyden Bischöffe, und Gebhard sah sich unter dem Schutze eines Fürsten, den man nur sehen durfte um ihn zu lieben, und den er bald darauf mit viel Vergnügen nach Kölln begleitete. Gebhard hatte doppelte Ursachen, sich seines neuen Looses zu freuen; es entriß ihn einem Orte, wo man zu heftig wegen gewisser Dinge, die ihm widrig waren, in ihn drang, und kam an einem andern, wo die Regierung eines aufgeklärten Fürsten ihn für sein gewähltes Glück alles hoffen ließ.

Ihm, dem edeln Salentin, wollte er sich entdecken, ihm wollte er offenherzig gestehen, daß er keine Neigung zum geistlichen Stande habe, und sich seiner Vermittlnng bey seinem Oheim bedienen; ihm wollte er auch noth-

falls die Ursach seiner Abneigung gegen Bischoff Ottos Wünsche, seine Liebe zu der Gräfinn von Mannsfeld entdecken. Salentin liebte ja selbst, wie er einst erlauscht hatte, er suchte ja selbst um Liebe willen das Joch der Kirche vom Halse zu reissen, wie hätte er zugeben sollen, daß ein andrer Liebender, der bey ihm Zuflucht suchte, in die heiligen Fesseln gezwungen würde die er selbst abzuschütteln im Begriff war?

Um in seinem Gesuch beym Churfürsten von Kölln desto sicherer zu gehen, hielt Gebhard für gut, desselben nicht eher zu gedenken, bis er sich seiner ganzen Vorliebe versichert, und sich so fest in seine Gunst gesetzt hätte, daß er nicht fürchten dürfte, eine Fehlbitte zu thun; eine Sache, die, wie er bald merkte, hier anders als bey dem Bischoff von Augspurg angefangen werden müßte.

Der Churfürst sah es gern, daß der junge Mensch, der eigentlich zu Erlangung mehrerer Festigkeit in Glaubenssachen unter seinen Schutz gegeben worden war, sich in den köllnischen Klöstern bekannt machte, er selbst empfahl ihm einen jungen Mönch, einen Herrn von B*** der unter dem Namen des Bruders Johann, als einer der stärksten Verfechter der Lehren seiner Kirche bekannt war, und freute sich, daß er und Gebhard so viel Theil an einander nahmen, daß keiner fast ohne den andern seyn konnte; aber eben so lieb, oder vielleicht

noch lieber war es ihm, daß er den jungen Truchseß sehr gut im Kabinet brauchen, und ihm Dinge unter die Hände geben konnte, die er sonst keinem andern vertrauen durfte. Fleiß, Betriebsamkeit und Geschiklichkeit in solchen Dingen war es vornehmlich, wodurch man sich am köllnischen Hofe empfahl, nicht blosse Rechtgläubigkeit, die überhaupt, so klagten die Anhänger der römischen Kirche, hier durch allzugrosse Duldung der Protestanten viel Anstoß nahm.

Gebhard sahe sich in seiner neuen Sphäre auf einmal mit Geschäften überhäuft, die ihm wohl jeden Gedanken an die Liebe, welche bey guter Muse immer am besten gadeihen, hätte benehmen können, aber so war es nicht; Gebhard beschäftigte sich hier fleißiger mit Agnes als zu Augspurg, weil er hier mehr Hofnung zu ihrem künftigen Besitz zu sammeln glaubte, und schon einen guten Anfang gemacht hatte, seinen Fürsten für seine Wünsche einzunehmen.

Herr von Truchseß, sagte Salentin einst in einer vertraulichen Stunde, ich habe euch viel Verbindlichkeiten und ihr werdet mich nicht für so undankbar halten, daß ich dieselben unvergolten lassen sollte.

Mir Verbindlichkeiten? wiederholte Gebhard, verdient der Fleiß, den ich im Dienste meines Herrn anwende, diesen stolzen Namen?

Auch euer Fleiß, ist gut und dankenswerth,

doch zielte ich jezt nicht auf diesen, sondern auf frühere Gefälligkeiten, die ich von euch erhielt, ehe ihr mich noch kanntet.

Wie konnte ich so glücklich seyn meinem Fürsten unwissend zu dienen?

Gebhard ich rede hier mit euch als meinem Vertrauten, ich weiß, daß ich euch aus gewissen Dingen keine Heimlichkeit zu machen brauche; euch ist bekannt, warum ich diesen Purpur abzulegen gesonnen bin, ihr wißt, ich liebe, aber kennt ihr auch den Namen meiner künftigen Gemahlin?

Wie sollte ich?

Habt ihr den Namen der Gräfin von Aremberg vergessen?

Sidonie? Die Gräfin von Aremberg? Himmel, sollte es möglich seyn?

O Gebhard, ich habe es noch nicht vergessen, daß zu der Zeit, da mir fast keine Hofnung lachte, ihr es waret, der durch Erleichteruug meines Briefwechsels mit meiner Sidonien, mir unbekannter Weise Dienste leistetet. Ich habe es euch nicht vergessen, daß ihr mir halft ein Herz völlig zu erobern, welches in diesem geistlichen Kleide, in der gewöhnten Unmöglichkeit es abzulegen, und in tausend schwarzen Bildern von der Zukunft immer Vorwand fand, sich mir nicht ganz zu ergeben.

Und das alles hätte ich gethan?

Ja, eben ihr! Ihr unterwieset meine schöne Schwärmerin in Dingen, die, ich halte nun von ihrem eigentlichen Werth was ich wolle, ich doch immer schätzen werde, weil sie zu meinem Glück beytrugen. Die Gräfin von Aremberg, von euch gelehrt, glaubt, Blicke in die Zukunft gethan zu haben, die sie der Erfüllung unserer Wünsche gewiß machen. Ich, ohne an eure astrologischen Träume zu glauben, treibe, seit Sidonie Muth faßt, unsere Angelegenheiten eifriger, und ich denke, ich stehe auf dem Punkte sie durchzusetzen.

Gebhard schwieg mit einer Art von Beschämung still; es war als säh er es ungern, daß sein Unfug mit den Sternen vor so erleuchtete Augen gekommen war. Die Klosterluft ist solchen Schwärmereyen am günstigsten, seit Gebhard diese nicht mehr athmete, seit er sahe, daß das geweissagte Glück ihm nicht, so wie er anfangs gehoft hatte, entgegen flog, seitdem glaubte er weniger an den Werth seiner astrologischen Entdeckungen, und selbst das Unterpfand seines Glücks, die geheimnißvollen Wurzeln, die er anfangs, wie ihn ein abergläubischer Mönch gelehrt hatte, täglich in Wein zu baden, und sorgfältig zu pflegen gewohnt war, wurden jetzt in einer Woche kaum einmal aus der verschlossenen Truhe genommen.

Salentin sah Gebhards Verwirrung und wußte

sie zu deuten. Herr von Truchseß, sagte er lächelnd, ihr braucht euch vor mir nicht zu schämen, jeder Mensch ist wenigstens einmal in seinem Leben ein Thor, ich traue euch zu, daß ihr jetzt nicht mehr an die Träumereyen des spanischen Mönches glaubt, ihr habt sie genutzt eine Dame zu amüsiren die ich liebe, und ich bin euch dafür verbunden, ihr habt vielleicht einige Hofnungen für eure eigene Liebe drauf gebaut, und ich will diese Hofnungen erfüllen. Agnes von Mannsfeld soll die Eurige seyn, so bald ich mit Sidonien glücklich bin; was den Fürstenhut anbelangt, den ihr für euch ebenfalls in den Sternen gesehen haben sollt, so kann ich euch freylich nicht damit dienen, laßt ihn fahren, ihr seht wohl, daß dies ein höflicher Spott war, den die Planeten mit euch trieben. Der Purpur, ihr lernt es an meinem Beyspiel, gewährt keine Freude, ihr seht wohl, ich muß ihn erst ablegen, ehe ich glücklich werden kann.

Es war so viel Gutmüthigkeit, und zugleich so viel Satyre in den Worten des Grafen von Isenburg, daß Gebhard nicht wußte, ob er danken oder sich entschuldigen sollte. Seine Wangen glühten von hoher Schamröthe. Salentin umarmte ihn, und hieß ihn auf sein Zimmer gehen, wo er sich augenblicklich hinsetzte, um an Agnes zu schreiben, und sie mit den nahen Hofnungen seines Glücks, die er auf die Gnade des

Churfürsten baute, und von denen er sich ganz berauscht fühlte, bekannt zu machen. Drey Seiten hatte Gebhard bereits mit allem zärtlichen Unsinn angefüllt, der den hoffenden so wie den verzweifelten Verliebten eigen ist, als ein Brief von eben derjenigen, mit welcher er sich jetzt beschäftigte, ihn bewog, alles unvollendet zu lassen, um zu lesen was das theure Mädchen, von welchem er so lang nichts gehört hatte, ihm meldete.

O, rief er, indem er das Siegel aufriß, mein Glück ist vollkommen, eben das Versprechen, das ich jetzt aus dem Munde meines Fürsten erhielt, hat meine Agnes, meine Geliebte, meine Braut von ihrer Freundin erhalten! Sidonie wird sich mit Salentin vereinigen uns zu verbinden. Mein Oheim wird den mächtigen Ueberredungen nachgeben, Agnes wird vom Kloster losgesprochen, meine Mutter und die Grafen von Mannsfeld willigen ein, meine Kenntnisse in Staatssachen heben mich zu irgend einem rühmlichen Posten empor, mein Vermögen ist hinlänglich, der Fürstenhut wird vergessen, und wir sind ohne ihn glücklich. Aber was ist das: Herr von Truchseß? „sehe ich recht? schreibt so die Braut an ihren Bräutigam? ward dieser Ton nicht längst unter uns verbeten? Himmel! Himmel! was das? „Euch das letzte Lebewohl zu sagen" — welch ein

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Eingang! „das Schicksal fordert ewige Trennung" o nicht weiter! nicht weiter, oder ich vergehe!

Der Herr von Truchseß hatte, wie meine Leser sehen, schon von den ersten Zeilen eines Briefes genug, den wir ihnen aber doch ganz mittheilen müssen, weil er kein gemeiner Liebesbrief war, und in der Geschichte unsers Gebhards Epoche machte.

„Herr von Truchseß,

„Euch das letzte Lebewohl zu sagen, ergreife ich zitternd die Feder; Sidonie unterstützt mich, ach es ist billig, daß die Freundin mir Beystand leiste; welche, ohne es zu wollen, meinem Herzen den Todesstoß gegeben hat. —

„Ja, mein Gebhard, ach laß mich dich zum letzten, letzten mahle mit diesem theuern Namen nennen! ja, das Schicksal will unsere Trennung, denn es kann nicht wollen, daß deine Agnes dich unglücklich mache! Geh, mein Geliebter, sey glücklich auf dem Fürstenstuhle, der deiner wartet, ich darf ihn nicht mit dir theilen, ich würde das Unglück an deine Seite bringen.

„Mein Loos ist der Schleyer, ich nehme ihn gern, er wird die Thränen verdecken, die ewig um dich fliessen werden, wird meinen Mitschwestern die Miene des Grams verhelen, die meine bleichen Wangen entstellt.

„Doch nein, nichts von Gram und Thränen! Gebhard, glaube nichts von dem, was ich hier geschrieben habe, sey versichert, ich habe Muth deinem Glück auch das größte Opfer zu bringen, und ich bringe es eilig, ehe dieser Muth sinkt. Wenn du diesen Brief erhältst, so ist deine Agnes schon eine Geweihte des Herrn, an die du ohne strafbar zu werden, nie wieder mit irrdischer Liebe denken darfst.

„Geh, mein Geliebter, verfolge deine glorreiche Laufbahn, ich werde von deinem Glück und deiner Größe hören und für dich beten. Mich hoffe nie wieder zu sehen; ich habe das Kloster der Elisabethinerinnen verlassen, und in dem Augenblicke, da du dieses liesest, bereits das Gelübde in einem andern abgelegt, wo keine Nachforschungen mich finden werden."

„Agnes."

Man denke sich den Zustand eines jungen Liebhabers, der sich bereits nahe am Ziel aller seiner Wünsche glaubte, nach einem solchen Briefe. Er enthielt für ihn schreckliche Räthsel, die ihm nichts auflösen konnte, ein Brief an die Gräfin von Mannsfeld gieng augenblicklich nach dem Kloster der Elisabethinerinnen zurück, es erfolgte was er hätte vermuthen können, hätte er das Schreiben seiner Geliebten überall mit gleicher Aufmerksamkeit gelesen, sein Brief kam uneröf-

net und mit der Nachricht zurück, die junge Novize, ungeduldig ihr Gelübde in diesem Kloster länger aufgeschoben zu sehen, habe sich in ein anderes begeben, dessen Namen unbekannt sey. Das Fräulein von Rietberg, durch deren Hände die Korrespondenz der Liebenden gegangen war, versicherte zu gleicher Zeit, daß es ihr nicht erlaubt sey, auch wenn sie den Aufenthalt der jungen Gräfin wisse, den Herrn von Truchseß von demselben zu benachrichtigen, wenn sie sich nicht ihrer Freundschaft gänzlich verlustig machen wollte.

Ein Brief an die Gräfin von Aremberg hatte das nehmliche Schicksal, Sidonie war nicht mehr im Kloster, sie hatte die junge Prinzeßin Anna nach Preßburg begleitet, woselbst die Krönung des Prinzen Rudolfs zum Könige von Ungarn viel Feyerlichkeiten nach sich zog; Feste, bey welchen man die Tochter Ferdinands aus guten Ursachen gegenwärtig wünschte.

Gebhard war in Verzweiflung; sein Schicksal war also unwiderruflich entschieden. Agnes war Nonne und also auf ewig für ihn unerreichbar. Nichts konnte sein Unglück lindern, selbst die Verwendung des Churfürsten, wenn er auch gegenwärtig gewesen wäre, hätte hier wenig thun können; aber sein Trost, sein Rath würde doch wenigstens seinen unglücklichen Liebling zu statten gekommen seyn, wenn nicht eine schnelle Rei-

se in seinen eigenen Angelegenheiten, Gebharden auch dieser Zuflucht beraubt hätte.

Er hatte schlechterdings keinen Freund, als den schon mehrerwähnten Bruder Johann, der es über sich nahm, durch Briefe von dem Fräulein von Rietberg irgend etwas heraus zu bringen, das für Gebharden, der jetzt wirklich krank darnieder lag, tröstlich seyn konnte.

Es war billig, daß dieser gute Mönch irgend etwas that, seinen Freund zu beruhigen, den sein Umgang übrigens manches Trostes beraubt hatte. Die geistlichen Unterhaltungen mit ihm, die ihm bey seiner Ankunft zu Kölln, von dem Churfürsten so nachdrücklich empfohlen worden waren, hatten nicht die Würkung auf Gebhards Glauben gehabt, die man sich versprochen hatte. Johann von B.. sowohl als der junge Truchseß war ein tiefsinniger Forscher der Wahrheit, ohne noch volle Gewisheit erlangt zu haben. Beyde Jünglinge verloren sich bey ihren Unterhaltungen oft in Labyrinthen, deren Ende sie nicht sahen, sie hoften auf Licht, aber wie trostlos der Zustand einer solchen, immer unerfüllten Hofnung ist, wird jedem bekannt seyn.

Noch einen Trost hatte Gebhard in seinem Umgang mit dem gelehrten Mönche verloren, seinen Glauben an die Astrologie. Johannes hellere Einsichten zernichteten das ganze Luftgebäude, das der Schwärmer Marianus im spa=

nischen Augustinerkloster aufgerichtet hatte. Gebhard dankte seinem Freunde in seinen stärkern Stunden die Befreyung vom Aberglauben, aber jetzt war er schwach, schwach durch Liebe und Kummer, und es war ihm oft, als wünschte er Zuflucht bey den Sternen suchen, und in ihnen Hofnung auf bessere Zeiten lesen zu können; er versuchte sogar einst, insgeheim das wieder zusammen zu setzen, was er einst zu Alkala zernichtete, sahe von neuem sich durch Agnes Hand und den Fürstenhut beglückt, sahe noch mehr, wußte nicht was er glauben sollte, verschloß die Augen, und war wieder so unglücklich als vorher.

In diesen trüben trauervollen Tagen war es, da ein Entschluß zur Reife kam, den er so rasch wie immer ausführte, der Entschluß, sich ganz der Kirche zu weihen, da nach Agnes Klostergelübde doch nun kein Glück für ihn in der Welt zu hoffen war. Sein Vertrauter, der ihm durch den Briefwechsel mit der jungen Freundin, der Gräfin von Mannsfeld, wenig Beruhigung hatte verschaffen können, billigte seinen Entschluß, weil er meynte, nichts sey dem Forscher der Wahrheit günstiger, als die Abgeschiedenheit von der Welt, die der wahre Geistliche in seinem Stande findet; Gebhard könne sich durch unablässiges Studiren für unglückliche Liebe trösten, und Gewisheit in den wichtigsten Gegenständen des menschlichen Wissens, die dem,

der sie emsig sucht, doch endlich zu Theil werden müsse, könne alles Glück aufwiegen, das er in der Welt verlassen habe; ein Urtheil, das dem Herzen desjenigen, der es fällte, Ehre machte, aber nur durch Gebhards Beyspiel in der Folge nicht gerechtfertigt ward.

Der Bischof von Augsburg erhielt schnell Nachricht von dem lang herbeygesehnten Entschlusse seines Neffen, sich nun ganz dem geistlichen Stande zu widmen, und so wie der bisherige Aufschub desselben, in den Augen Ottos, stillschweigendes Bekenntniß seines mangelhaften Glaubens gewesen war, so hielt er die Nachricht, die er nun bekam, für Gewisheit des Gegentheils.

Weder Alter noch Schwachheit konnten den guten Greis abhalten, zu seinem kranken Neffen zu fliegen, und durch seine Gegenwart das zu beschleunigen, was er für das höchste Glück hielt, das ihm noch diesseits des Grabes begegnen konnte. Gebhards Eintritt in eine Laufbahn, die ihm seine mächtigen Gönner, Otto und Salentin, so glänzend und glorreich machen konnten.

Bischof Otto hatte vielleicht bey der Eil, mit welcher er herbeykam, seinen Neffen beym Worte zu nehmen, auch ein wenig Furcht zum Bewegungsgrunde, sein heiliger Entschluß könne wanken, wenn er nicht plötzlich ausgeführt werde,

und in der That, er hatte hierin nicht ganz unrecht: Selbst zu der Zeit, da Gebhard glaubte, sich schon völlig von der Welt losgerissen zu haben, lebte Agnes noch in seinem Herzen; er verzieh sich das Andenken an sie und beredete sich, er habe ja an nichts gedacht, als an die Unmöglichkeit, sie zu besitzen, aber wenn er diese, seinem Gedanken nach, höchst erlaubte Beschäftigung recht beym Lichte besah, so fand sichs, daß er sich nicht eigentlich dieses lebhaft vorgestellt hatte, daß Agnes für ihn verloren sey; nein das Warum versetzte ihn in unendliche Grübeleyen. Er konnte sich die Ursach nicht denken, warum ihn Agnes eigentlich verlassen habe, er fing von neuem an zu forschen, und wagte endlich noch einen Brief an die Gräfin von Aremberg, der beßres Glück hatte als der erste. Er fand sie zu Presburg und ward beantwortet.

Doch es wird nöthig seyn, den Lesern Brief und Antwort mitzutheilen, und sie werden es uns gern verzeihen, daß es nur im Auszuge geschieht, denn zu den damaligen Zeiten war schon der gewöhnliche Briefstiel so weitläuftig und gedehnt, daß vollends die Sendschreiben, welche zwischen einem halben Mönche und einer gelehrten Dame gewechselt wurden, für unsere Tage wohl ganz ungenießbar seyn möchten.

Gebhard schrieb ohngefähr wie folgt:

„Von Euch, Gräfin, fordre ich Auskunft, über den wichtigsten Zweifel meines Lebens.“

„Ihr habt der Gräfinn von Mannsfeld bey Abfassung des schrecklichen Briefs beygestanden, der mich an den Rand der Verzweiflung geführt hat, sie selbst gesteht mir in demselben, daß ihr es waret, die ihre zitternde Hand unterstützte, ach, und sie setzt hinzu, daß eben die Freundin, die ihr diesen (für meine Wünsche wahrhaftig ganz unnöthigen) Beystand leistete, eben diejenige war, die ihr — es sind ihre eigenen Worte — den Dolch in den Busen stieß.“ —

„Welchen Dolch, Sidonie? vielleicht eben den, der das Band unserer Liebe zerschnitt? Und dies war Euer Werk? ihr, von welcher ich ganz das Gegentheil hofte? — Gräfin, ich kenne euer ganzes Verhältniß mit dem Grafen von Isenburg, ich habe euch in eurer Liebe unwissend gedient, Gott weiß, ich hätte es auch wissend gethan. Was ich that, verspricht mir euer erhabener Geliebter, auf die wirksamste Art zu danken, und ihr — ihr wußtet keinen andern Dank, als meiner Agnes den Dolch in den Busen zu stoßen, und mich mit ihr zu töden? — Redet, ist der Todesstreich unheilbar, so will ich wenigstens wissen, wie er geschah. — Verzeihet, Gräfin, ich vergesse vielleicht die Achtung, die ich Euch schuldig bin, aber ich bin ausser mir, kenne in dem gegenwärtigen Augenblick keine Achtung.

als gegen mein eigenes Glück, das jetzt auf dem Punkte steht, durch eiuen unwiderruflichen Schritt auch von meiner Seite vollends unheilbar zertrümmert zu werden. Noch einmal: Redet! Alles ist mir Räthsel in Agnesens Briefe, und diese Räthsel will ich von Euch gelößt wissen; schnell gelößt wissen; jetzt wäre es vielleicht noch möglich, zurückzunehmen, was schon fest beschlossen ist!"

Sidoniens Antwort:

„Freylich setztet ihr die Achtung, die ich von Euch fordern kann, in eurem seltsamen Schreiben gewaltig aus den Augen, doch einen Menschen, der ausser sich ist, kann man viel verzeihen. Hier also die Antwort auf Eure Frage."

„Der, welcher Euch den Todesstreich versetzte, waret im Grunde ihr selbst; ihr gabt mir die Waffen zu demselben in die Hand. Ja, ich bin, wenn man es so nehmtn will, diejenige, welche Euch von Eurer Agnes trennte, aber Gott weiß, daß ich es unvorhergesehen, unwissend that, daß ich bey dem unglücklichen Ausschlag einer Sache, die ich auf ihr Bitten zu ihrer Beruhigung unternahm, so viel litt, als sie selbst!"

„Armer Gebhard! ich zürne nicht mehr, ich bemitleide euch! Euer Schicksal ist unwiderruflich! Wollt ihr glücklich seyn, so kann Agnes nicht die Eurige werden, und noch mehr, sie

will es nicht! Klaget hierüber niemand an, als die Sterne! und suchet in der Hofnung auf nahe Größe, Trost für unwiderbringlich verlorne Liebe! Unwiderbringlich verloren, Gebhard! ich wiederhole es euch, und versteht ihr, unter dem Schritte, den ihr zu thun im Begriffe steht, Annahme des geistlichen Standes, so thut ihn eilig; nicht zu viel Hindernisse können zwischen Euch und Agnes gelegt werden, um Euer beyderseitiges Unglück, das in Eurer Vereinigung besteht, zu verhüten."

„Möchte ich doch im Stande seyn, euch das verlorne nur auf einige Art zu vergüten! nur daß ihr nicht mehr sagtet! ich Unschuldige sey diejenige, die Euch den Todesstreich gegeben hätte. Möchtet ihr doch einst in dem Glanze, den Fürstenhoheit giebt, die verlornen Freuden der Liebe vergessen!"

„Rechnet auf mich! kann ich bey dem, was Euch das Schicksal nun bald bestimmt, hülfreiche Hand anlegen, (und ihr wisset wohl, daß das Schicksal Menschenhände, bey Schwingung seiner geheimen Triebräder zu brauchen weis,) so werde ich nicht säumen! — Die Sterne haben mir mehr vertraut, als Euch. Ich kenne den Fürstenstuhl, auf welchem ihr zu sitzen bestimmt seyd, ich sehe die Möglichkeit dazu, sehe auch die Mittel. Noch einmal: Rechnet auf

Sidonien."

Gebhard verstand von diesem räthselhaften Briefe so wenig, als unsere Leser, er diente zu nichts, als ihn einige Stufen tiefer in den Abgrund der Verzweiflung zu senken, und da an dem nehmlichen Tage, da er ihn erhalten hatte, auch der Bischof von Augsburg eintraf, so fand er seinen Neffen so willig, sich von nun an ausschliessend der Kirche zu weihen, daß weder Ueberredungen noch weitlänftige Anstalten nöthig waren, sein Gelübde fest zu machen, und er schnell das ward, wozu ihn der Bischof gern gleich, in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Augsburg, gemacht hätte.

Dieses war der Weg, auf welchem ihn sein zärtlicher Oheim, wie im Fluge, empor heben konnte, wir verlassen ihn auf demselben, und besuchen, indessen er von Stufe zu Stufe emporsteigt, die Gräfin von Mannsfeld, ob wir vielleicht bey ihr Auflösung der Räthsel finden möchten, die dem unglücklichen Gebhard erst so spät klar wurden.

Der Ort, wo wir die junge Agnes zuletzt sahen, war das Kloster, die Zeit, der Abschiedstag von ihrem Gebhard.

Nie haben sich zwo gute Seelen inniger geliebt, als diese beyden, und nie ist also auch Trennung so tief, so schmerzhaft gefühlt worden,

als beyde, als vornehmlich die Gräfin von Mannsfeld sie fühlte. Gebhard fand Trost in seinen Geschäften und in seinen Hofnungen, — Agnes? — was hat eine Nonne viel von diesen beyden letzten Heilmitteln wider den Kummer!

Das traurige Novizenkleid, das Unterpfand von noch viel schwereren Banden, die sie einst fesseln mußten! — So oft sie es ansah, quollen Thränen aus ihren Augen, und jede Aussicht auf die Zukunft verdunkelte sich ihr. Dachte sie denn an Gebhard, an seinen Oheim, an den Stand, den er ihm wahrscheinlich bestimmte, an die Folgen, welche Widerspenstigkeit, an die Schwierigkeiten, die ihre Verbindung auf allen Seiten heben mußte, so sank ihr vollends der Muth. Nein! nein! rief sie mit gerungenen Händen, ich werde nie die Seinige werden! Nein! nein! alle seine Hofnungen und Möglichkeiten trügen! Wie kann er mich, wie kann er sich selbst, bey allem, was unserer Liebe entgegen ist, so hartnäckig täuschen! o er fühlt nicht, was ich fühle, sonst würde er mehr fürchten, weniger hoffen!

Die Kämpfe, welche die arme Agnes kämpfte, hatte die Gräfin von Aremberg, ihre Freundin, vor ihr bestanden, und — sie hatte gesiegt, wie keine liebende Seele gern zu siegen wünscht, durch Unterjochung ihrer Leidenschaft, nein, durch neu

gewonnene Hofnung, deren Ursprung niemand kann..., als sie selbst.

Ihr Verhältniß mit dem geliebten Salentin war das nehmliche, nein, war noch bedenklicher, als das, welches zwischen Gebharden und der Gräfinn von Mannsfeld statt fand. Gebhard war noch nicht so fest gebunden, wie der Graf von Isenburg.

Ein geistlicher Fürst und lieben? eine Person lieben, die zu hoch, zu tugendhaft ist, um heimliche, gesetzlose Liebe zu begünstigen? — Was ließ sich hier für Glück erwarten? — Sidonie hätte ihren Geliebten hassen können, wenn er nur einen unrechtmäßigen Gedanken in Rücksicht auf sie gehegt hätte, gleichwohl was war für Hofnung, daß rechtmäßige je von der Welt gebilligt werden würden? Die Kirche hatte die ersten und ältesten Rechte auf Salentin, sie ist keine Braut, die sich nicht so leicht den Scheidebrief geben läßt.

Gebhard konnte kühnlicher an Agnes denken; er stand nur noch am Eingange des Tempels, aus welchem man nicht in die Welt zurückkehren darf, Agnesens Gelübde waren noch nicht so fest, daß sie nicht durch Dispensation hätten gelößt werden können, er für seine Person hatte nichts aufzuopfern, als allenfalls die Gunst seines Oheims; Salentin hingegen? — Ein Fürstenthum? —

solche Opfer werden selten auf dem Altare der Liebe gebracht.

Und diesem allem ohngeachtet, erschien Sidonie, die nichts weniger als leichtsinnig und unüberlegt, in dem wichtigsten Geschäft ihres Lebens, zu Werke ging, Sidonie, deren tiefer Kummer bisher durch keine Weltfreude zu zerstreuen, durch keine von ihrer natürlichen Munterkeit geborgte Schminke zu verstecken gewesen war, dennoch erschien sie auf einmal unter ihren Klosterfreundinnen, mit einer Heiterkeit, welche ihre Reitze bis zum Blendenden erhöhte, und die nicht etwa ein oder zwey Tage dauerte, nein, die zum herrschenden Charakter bey ihr geworden zu seyn schien.

Sidoniens edles freundschaftliches Herz, das jedermann wohl wollte, kettete sich während ihres Aufenthalts bey den Elisabethinerinnen, besonders an drey junge Personen, welche immer um sie waren, und die, weil sie unter ihnen allen die ältere war, mit der Freundschaft zu ihr eine gewisse Ehrfurcht verbanden, die ihr gegen eine wie die andere, einen gleich vertraulichen Ton verstattete.

Im Kloster ist die Gleichheit der Stände größer als in der Welt, die Einsamkeit macht, daß man sich einander mehr nähert. Der Mangel an abändernden Gegenständen bringt Beständigkeit, man wird sich daher nicht wundern, daß das

Dreyblatt, das Sidonien fast immer umgab, aus, dem Stande nach, sehr ungleichen Personen bestand. Eine Prinzeßin, eine Gräfin und ein simples Edelfräulein, treffen an Höfen nicht leicht als vertraute Freundinnen einer dritten zusammen, die, ungeachtet sie nicht die vornehmste unter ihnen ist, doch das Band wird sie alle zu verbinden, und sich unter ihnen mit einem gewissen Ansehen behauptet. Hier war es so; wo Sidonie sich befand, da war auch die junge damals noch nicht vierzehnjährige Prinzeßin Anna, da war auch Agnes, Gräfinn von Mannsfeld, und da war auch die kleine Lucie von Rittberg. ein holdes Geschöpf von siebzehn Jahren, bey allen durch Verstand und sich immer gleichbleibende frohe Laune gleich beliebt.

Diese drey jungen Personen waren diejenigen, welchen, vermittelst des genauern Umgangs, die ganz geänderte Laune der Gräfin von Aremberg zuerst in die Augen fallen mußte; sie freuten sich derselben, aber sie waren klug genug, auf eine besondere Ursach ihres Frohsinns zu schließen, und neugierig genug, um auf die Entdeckung derselben ihren ganzen Sinn zu setzen. Einige Data hatte man schon durch Luciens Hülfe; und zu den übrigen sollte sie gleichfalls beförderlich seyn. Ihr war von den beyden andern das große Wort übertragen, und sie begann einst in ihrer Gegenwart wie folgt!

So heiter, liebe Gräfin? darf ich rathen, was Euch heute so blendend schön macht?

Rathe, meine Lucie.

Ein Brief von einem der uns allen bekannt ist?

Gefehlt! du weißt wohl, daß mich diese sonst eher trauriger zu machen pflegten.

Gleichwohl sahe man euch, wenn man euch in eurem Zimmer beschlich, immer unter Papieren begraben. — Zwar dies ist nicht erst seit heut und gestern, mich dünkt, das Unwesen, das uns Eure Gesellschaft so oft entzog, hat schon seit Monaten gedaurt.

Und doch soll dieses Unwesen die Ursach meiner Heiterkeit seyn? — Lucie, du weißt nicht, was du sprichst!

Ihr seyd, seitdem der Herr von Truchseß hier im Kloster aus und einging, mächtig gelehrt geworden!

Gelehrsamkeit, Lucie, ist sonst nicht das Mittel, die Stirn eines Weibes aufzuheitern, du bist also hier abermals auf der falschen Spur.

Eure Gelehrsamkeit, liebe Sidonie, hat wenigstens meine Stirn einst sehr aufgeheitert, ihr habt da so gewisse Rechnungen, da könnt ihr Einem sein Glück ausrechnen, und da fragtet ihr mich einst: Lucie, zu welcher Stunde und an welchem Tage bist du gebohren? in welchem Zeichen stand die Sonne, welcher Planet hatte bey deiner Geburt das Regiment! Dinge, die ich, von meiner Amme gelehrt, nun so ziemlich wußte, und da —

Nun weiter.

Und da machtet ihr aus diesen Dingen eine Kette von Berechnungen und Schlüssen, die mir mein Glück weissagten. Lucie, sagtet ihr, traure nicht, du wirst nicht ewig ein Klosterfräulein bleiben, es geht etwas vor, das dir ein Weltglück verspricht, und sehet nicht acht Tage vergiengen, so machte mich das Testament eines guten Oheims, den ich nicht kannte, zur reichen Erbin, und ich kann nun die lieben Elisabethinerinnen verlassen, sobald ich mündig bin.

Du denkst also etwa, ich habe mir auch etwas von einem Testament, und von einem guten Oheim ausgerechnet, das mich so fröhlich macht?

Das nun wohl nicht; euch zu erfreuen, möchten wohl andre Dinge nöthig seyn, aber gerechnet habt ihr, und ich wette für Euch, und ich wette gute glückliche Dinge, und diese wollt ihr uns vorenthalten? — O redet, liebe Sidonie, daß wir uns mit euch freuen!

Rede, rede, liebe Sidonie, riefen die beyden andern, und schlossen sie in ihre Arme, daß wir uns mit dir freuen!

Der Gräfin von Aremberg traten die Thränen in die Augen über die zärtliche Theilnehmung, welche sie bey ihren Freundinnen, von der höchsten bis zu der niedrigsten, fand, und es war ihr unmöglich, etwas vor denen zu ver-

schweigen, denen sie bereits so viel von ihren Angelegenheiten entdeckt hatte.

Ja, rief sie, ich habe die heilige, große, geheimnißvolle Kunst, die Gebhard mich lehrte, versucht, sie für mich versucht, wie ich sie zuerst für Lucien versuchte; mit Zittern that ich es, aber mit Freude bin ich belohnt, hört mit wenig Worten, was ich erfuhr: Die Wolken, welche mein Schicksal umhüllen, werden sich zerstreuen. Salentin liebt mich genug, mir alles aufzuopfern, und man wird sein Opfer annehmen. Die Kirche lößt seine Bande, und überläßt ihn meinen Armen; wir werden hingehen in irgend eine selige Einsamkeit, und glücklicher seyn, als auf dem Fürstenthrone. Man wird Salentin die Ablegung des heiligen Purpurs nicht zur Sünde rechnen, man weiß nicht, daß Liebe ihm denselben zuwider macht; man glaubt nicht diese süßeste edelste uneigennützigste aller Leidenschaften, nein, Sorge für die Dauer des Namens, den er führt, und Rücksicht auf einige weltliche Vortheile, regieren seine Entschlüsse, man verzeiht ihm dieses gern; edlere Bewegungsgründe würde man ihm nicht verzeihen. — O Salentin, nach dem, was ich in meinem Herzen fühle, ist das Opfer nicht groß, daß du mir bringen wirst, und doch, woher diese gränzenlose Dankbarkeit für das, was du thatest? mir ists, als hättest du nicht dein, nur mein

Glück zur Absicht gehabt, als könnte ich nimmer, nimmer vergelten, was ich an deiner Stelle, dir, ach wie gern, geopfert haben würde.

Sidonie fühlte, wie wahre unschuldsvolle Liebe zu fühlen pflegt. Thränen standen in ihren schönen Augen, da sie sprach, und lockten aus den Augen ihrer jungen Zuhörerinnen Zeugen ähnlicher Empfindungen hervor. Alle seufzten, alle dachten das ihrige, und Anna, die jüngste und offenherzigste unter den Mädchen, äußerte ihre Gedanken am unverholensten. —

Ich möchte wohl wissen, sagte sie mit halb traurigem Ton, ob ich auch einst lieben werde, wie Sidonie liebt?

Und was hindert Euch, liebe Prinzeßin, rief die muntere Lucie, was hindert Euch, unsre Prophetin um Euer Schicksal zu fragen, auch ich finde in dem meinigen noch einige Dunkelheiten, die ich gern aufgeklärt säh; wenn die Gräfin es übernähm, sich noch einmal mit den Sternen darüber zu besprechen.

Sidonie war jetzt auf der Laune, keine Bitte abzuschlagen. Die Prinzeßin hing sich an ihren Hals, und wiederholte Luciens Bitte, beyde wurden noch über einige nöthige Punkte befragt, und auf eine bestimmte Zeit hingewiesen; aber Agnes war zu zaghaft, eine ähnliche Forderung zu thun, ob sie gleich fühlte, daß übernatürli-

cher Trost ihr nöthiger sey, als einer ihrer Gespielinnen. Aber, als nach Verfluß der angesetzten Tage, die Prinzeßin sowohl als das Fräulein von Rietberg von der schönen Sterndeuterinn einen Bescheid bekamen, wie ihn nur die süßesten Erwartungen der einen und der andern hätten entwerfen können, da wuchs ihr Muth, und sie beschloß, Forderungen an ihre Freundin zu thun, die ihr zu ihrem Unglücke nicht abgeschlagen wurden.

Ihr alle seyd also glücklich, sagte sie eines Tages, da sie mit der jungen Astrologin auf dem einsamen Zimmer, mitten unter ihren geheimnißvollen Geräthschaften, saß. Lucie sieht dem Tage entgegen, da sie den kennen lernen soll, den ihr die Sterne ganz als denjenigen schildern, der ihre gute fromme Seele glücklich machen kann. Die Prinzeßin erwartet Kron und Thron, dein Ausspruch setzt ihr den edelsten Prinzen unsrer Zeit an die Seite, und macht sie zur doppelt gekrönten Fürstin; und ich? — was habe ich als die Verzweiflung? — Jede Aussicht ist für mich mit dichtem Flor umhangen; und Sidonie kann ihre Freundin ungerührt leiden sehen?

Agnes, rief die Gräfin, was forderst du von mir?

Was du den andern gewährtest.

Wozu sie mich aufforderten.

Und was ich auch dir unaufgefordert nicht gewähren kann. Eine der Regeln unserer Kunst ist, sich niemand anzubieten. Warum sprachst du nicht, als neulich jene andern sprachen?

Ach, ich weiß nicht wie es kommt, mein Herz ist voll der heißesten Wünsche, endlich einen Ausgang aus meinen Labyrinthen zu sehen; Sidonie, du kennst meine Lage! Ich möchte wohl so glücklich seyn wie du, glücklich, wenigstens durch Hofnung, und doch — —

Fasse Muth, Geliebte, was du empfindst, empfand auch ich. Lucie und die Prinzeßin sind noch zu jung, haben noch keinen bestimmten Wunsch für ihr künftiges Leben gefaßt, alles, was ihnen das Schicksal bot, konnte ihnen willkommen seyn, daher die Kühnheit, mit welcher sie es wagten, hinter den Vorhang zu schauen, dessen Enthüllung uns beyden ein Grauen machte. — Doch noch einmal, fasse Muth, ich habe, wie du, gezittert, und bin nun so glücklich, so glücklich durch selige Hofnung! — auch du wirst es seyn; vertraue dich mir ganz, und unter deinen Augen will ich anfangen zu arbeiten. Es ist Wonne des Himmels, den werdenden Tag in den Tiefen des Schicksals zu sehen, man schmeckt sein Glück bey Tropfen, und darum desto vollkommner. Du bist mir zu lieb, daß ich dir diesen süßen Genuß entziehen sollte. Diese Nacht, wenn alles im Kloster zur Ruhe

ist, komm auf dieses Zimmer; du sollst alles zu unserer Arbeit bereitet finden, und ich will dich gleichsam bey der Hand, durch all die Wege führen, die du in Zukunft betreten wirst. Dunkelheiten bleiben überall, auch dem geübtesten zurück, wie vielmehr mir, der Anfängerin, und dir, die nie einen Blick in die heiligen Geheimnisse that; also vor allen Dingen Geduld und Ausharren, der Erfolg lohnt die Mühe.

Agnes ermangelte nicht, diese Nacht der Einladung ihrer Freundin zu folgen; man verschloß die Thüren, löschte die überflüßigen Kerzen aus, untersuchte vom Altan den Stand der Gestirne, und setzte sich denn zusammen, die einleitenden Schritte zu einer Arbeit zu thun, die wir nie geübt haben, und deren Behandlung wir also auch nicht beschreiben können.

Die Damen arbeiteten die ganze Nacht, ohne einen Schimmer von Licht zu sehen. Sidonie sagte, dies sey im Anfang etwas gewöhnliches, und entließ am Morgen die unzufriedene Gräfin von Mannsfeld mit einem Kuße, und der Hinweisung auf Geduld und Beharrlichkeit.

Die nächste Nacht brachte ein Gewühl verworrener Bilder zum Vorschein, bey welchem der ungeweihten Schülerin die Gedanken vergingen, und die nur die geübtere Hand Sidoniens zu ordnen wußte. Die dritte Nacht lernte man nur allzudeutlich sehen, aber was man erblickte,

war so wenig tröstend für die arme Agnes, daß sie gern die Augen hätte verschliessen mögen, hätte ihr die Gräfin von Aremberg nicht gesagt, daß nun zurückzugehen unmöglich oder wenigstens höchst gefährlich sey. Die vierte Nacht brachte endlich ein Prognosticon zu stande, welche die Geliebte des unglücklichen Gebhards in Verzweiflung stürzte. Sidonie zitterte, als sie ihr das Urtheil sprach, sie bemühte sich, es in wenig Worte zusammen zu drängen, aber sie that damit nichts, als sein Gewicht zu erschweren.

Ja, rief sie mit gedämpfter Stimme, ihr seyd für einander bestimmt, aber wie es scheint, eins zum Unglück des andern. Gebhard und du tragen den Fürstenhut, und schleppen zugleich die Ketten des Elends. O Trennung, Trennung, daß diese möglich wäre, damit ihr nur nicht beyde zugleich, nur nicht eins durch das andere littet! Gebhards Gemahlin netzt ihren Purpur mit nie versiegenden Thränen. Agnesens Gemahl ist an den ehernen Wagen des Unglücks geschmiedet, bis an seinen Tod. Die Gestirne sprechen hier dunkel; ich kann nicht genau unterscheiden, ob der, den dir das Schicksal zugesellt, schlechterdings Gebhard seyn soll und muß, aber so viel ist gewiß, du bringst deinem Bräutigam dauerndes Elend zur Morgengabe.

O, lieber sterben will ich, schrie Agnes, als den, den ich liebe, durch meine Hand unglück-

lich machen; ich wähle den Schleyer! durch die festesten Gelübde will ich mich binden, damit nur nie verblendete Liebe die Oberhand über die Entschlüsse der Klugheit gewinne. Führe mich zum Altar, Sidonie! führe mich hin in dieser Stunde, damit ich die quälende Möglichkeit vergesse, Gebhard könne einst durch mich unglücklich seyn. Er erfahre nie das Opfer, das ich ihm bringe, bis es zu spät ist, es zu hindern, und die Ursach desselben erfahre er nie; das Urtheil, daß das Schicksal über mich fällt, ist zu demüthigend! Himmel, Himmel! was habe ich verbrochen, daß der, den ich liebe, den Tod in meinen Armen finden soll?

Während die unglückliche Agnes ihre Verzweiflung auf eine Art äußerte, deren man ihre sanfte Seele nie hätte fähig halten sollen, stand Sidonie in tiefen Nachdenken verloren. Laß uns nichts übereilen, sprach sie nach einer langen Pause, indem sie die Hand ihrer Freundin liebreich an ihren Busen zog; ich übersehe das Ganze noch einmal, übersehe es für mich, ob ich vielleicht einigen Trost für meine Agnes finden möchte.

Ach, schrie die Gräfin von Mannsfeld, du wirst mich hintergehen, du wirst mir mit Hofnungen schmeicheln, die mir das Schicksal versagt, und ich werde dadurch nur doppelt unglüklich seyn!

Aber Sidonie hinterging ihre Freundin nicht, sie hatte in der That bey ihrem nochmaligen Forschen, genauere Aufschlüsse über Gebhards und Agnesens Schicksal, aber keinen Trost gefunden, sie bekannte es ihr zur bestimmten Zeit mit trauriger Miene, sie billigte ihre Entschlüsse, sich auf ewig von ihrem Geliebten zu trennen, und fand die Mittel, die diese dazu brauchen wollte, vor der Hand tauglich.

In dieser Stunde war es, da jener Brief zu Stande kam, der Gebharden so unglücklich machte, und über welchen wir unsern Lesern nun allen Aufschluß gegeben haben, der in einer so verworrenen Sache möglich war.

Die Prinzeßin und Lucie erfuhren von dem Schicksal ihrer gemeinschaftlichen Freundin so viel, als man ihnen nicht verhehlen konnte, und verbanden sich, zur Lindrung oder Abkehrung desselben alles beyzutragen, was in ihrem Vermögen war. Gelegenheit, dieses auf sehr würksame Art zu thun, fand sich für die Prinzeßin sehr bald, und glücklich wären die Liebenden gewesen, wenn die Plane, die sie mit Sidonien gemeinschaftlich zu machen begann, gelungen waren, glücklich durch Trennung, da so wenig

Anschein war, daß sie es jemals durch ihre Vereinigung werden könnten.

Sidonie hatte nach reifem Nachdenken gefunden, daß Agnes durch das Klostergelübde, bey weitem nicht hinlänglich vor der Gefahr zu ihrem Unglück, mit Gebhard verbunden zu werden, gesichert wäre, und sie dachte es auf alle Art zu hindern, daß sie nicht den Schleyer nehme. Die Hand eines andern Gemahls und weite Entfernung von ihrem Vaterlande, konnte die nöthige Trennung, so meynte sie, glücklicher bewirken.

Die Prinzeßin Anna ward um die selbige Zeit nach Hofe erbeten, wo man hofte, einen der kaiserlichen Prinzen, durch ihren Besitz, glücklich zu machen, und Agnes mußte sich entschließen, so wollte es das zärtliche Eindringen ihrer Freundinnen, Gewalt möchte man es fast nennen, — sie mußte sich entschliessen, sagen wir, ihr nach Presburg zu folgen, wo sie sich auch würklich zu der Zeit, da Gebhard sie im Kloster glaubte, noch aufhielt; ein unschuldiger Betrug, der für ihren Liebhaber keine Aenderung machte. Ihrer festgefaßten Meynung und dem Rath ihrer Freundinnen zufolge, war sie in der Welt so gewiß für ihn verloren, als unter dem Schleyer.

Die Erscheinung der jungen Damen zu Presburg machte in der dasigen gallanten Welt Epoche. Die junge Prinzeßin Anna, welche hier

die Hauptperson vorstellte, war schön, die Gräfin von Aremberg noch schöner, aber unsere Agnes? — Wir können dem Leser nicht begreiflich machen, wie schön sie war, als wenn wir ihm sagen, daß jedermann, der die damalige Krone aller Schönheiten, die junge Königin Maria von Schottland, persönlich oder im Bilde gesehen hatte, die treffendste Aehnlichkeit zwischen ihr und der reizenden Gräfin von Mannsfeld finden wollte; ein Umstand, dessen Richtigkeit sich aus verschiedenen der folgenden Begebenheiten noch mehr bestätigen wird.

Das Aufsehen, welches die bescheidne Agnes hier erregte, diente ihr nur dazu, sich noch mehr zurückzuziehen; nur einer war in der Welt, dem sie zu gefallen wünschte, dieser war für sie verloren, und die Bewunderung, die ihr sonst auf allen Schritten entgegen kam, war ihr mehr als gleichgültig, war ihr oft lästig. Sie begleitete die Prinzeßin nur dann in die großen glänzenden Cirkel, wenn sie mußte; weit lieber war ihr die Einsamkeit ihres Zimmers, wo sie von allen, die sich um ihre Bekanntschaft drängten, niemand sah als ihren Vetter, den jungen Karl Truchseß, Gebhards Bruder, den sie noch von ihren Kinderjahren schätzte, und dem sie um der Verwandschaft willen den Zutritt nicht ganz versagen konnte.

Wir wissen aus dem Anfang dieser Geschichte,

wie dieser junge Mensch gegen sie gesinnt war, und jetzt wird es Zeit seyn, etwas mehr von ihm und seiner Liebe zu sagen. Karl Truchseß war jetzt in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, und die Zeit, nebst dem Umgange mit der grossen Welt hatte ganz das aus ihm gemacht, was er in seinem funfzehnten, da er in die Dienste des Prinzen Mathias kam, zu werden versprach. Die Natur hatte ihn, indem sie ihm die zarte fast weibliche Schönheit seines Bruders versagte, durch die edelste Gestalt und Gesichtszüge schadlos gehalten, welche ohne hinreissend schön zu seyn, den rechtschaffenen Mann und den Helden vollkommen charakterisirten.

Die Vorzüge, die man in seinen Augen las, waren das Eigenthum seiner grossen Seele. Nichts finsteres, abergläubisches, mönchisches lag in derselben, überall herrschte hier der helle Tag der reinen Vernunft, ein Tag, der ihn aufgeklärter denken und handeln machte, als es in den damahligen Zeiten erlaubt war. Im Grunde neigte er sich sehr auf die Seite derjenigen, welche die römische Kirche Irrlehrer nannte, da er dieses nicht so offenbar äussern durfte, so bekam er oft das Ansehen eines Freygeists, und dieses verzieh man ihm eher als den Namen eines heimlichen Protestanten; überhaupt verzieh man Karl Truch-

seßsen viel, denn er war ein Held, welche von jeher das Recht hatten, sich ein wenig von der allgemeinen Regel auszuschliessen, war der Busenfreund des Prinzen Mathias, dieses durchgängig angebeteten Fürsten: wer hätte es wagen sollen, den Liebling desjenigen anzutasten, den jedermann liebte, jedermann die Kronen, die seinem ältern Bruder winkten, und die Anwartschaft auf den kaiserlichen Thron lieber gegönnt hätte, als dem, dem sie bestimmt waren.

Weil wir hier von Gebhards edelm Bruder, und seinem fürstlichen Freunde Mathias einige Worte gesagt haben, so wird es wohl gut seyn, auch unseres alten Bekannten, des Prinzen Rudolfs, wieder mit einigen Worten zu gedenken.

Wir sahen ihn zuletzt im Kloster unter der Aufsicht des astrologischen Marianus Schott, und faßten vielleicht schon damals einige Muthmaßungen, was er einst werden könnte. Keinen edlern gründlicher guten Charakter als Rudolfs kann man sich vielleicht denken; schade, daß die Wendung, die er zu Alkala erhielt, ihn durch finstern Trübsinn und mönchische Träumereyen so sehr entstellte, und Keime zu Arwohn und Menschenhaß entwickelte, welche vielleicht durch Umgang mit der Welt zu unterdrücken gewesen wären; jetzt kam dieses Hülfsmittel zu spät. Kaiser Maximilian sahe die wachsenden Fehler seines Sohns, und dachte sie zu heilen, aber Rudolf

lernte sich höchstens verstellen, und eine heiterere Miene annehmen, als mit seinen Gefühlen übereinstimmte. Er lebte im Zirkel der Grosen, die sein Rang um ihn versammelte, weil er mußte, und kehrte immer mit Entzücken in seine Einsamkeit zurück.

Die geheimen im Kloster erlernten Künste waren dort sein Zeitvertreib, und fühlte er sich zuweilen durch die Anstrengung, welche dieselben erforderten, zu sehr erschöpft, so eilte er wieder zu andern Uebungen, die er abermals mit zu viel Eifer trieb, als daß sie Zerstreuung oder Aufheiterung für ihn hätten werden können. In allem was er unternahm, Musik, Mahlerey und Mechanik, wollte er nicht nur Kenner und Liebhaber, nein, Meister seyn, und verfehlte darüber den Endzweck, warum er sich zu diesen Dingen von seiner düstern Höhe herabgelassen hatte, sein Vergnügen.

Es war zu beklagen, eine so edle Seele durch übertriebenes Streben nach Vollkommenheit so von ihrer wahren Bestimmung entfernt, so unglücklich gemacht zu sehen. Die Herzen aller derer, die ihn gern geliebt hätten, entfernten sich von ihm, und hingen sich an seinen Bruder, den muntern freyen Mathias, von welchem jedermann nicht ohne Grund behauptete, er sey nicht allein jetzt schon liebenswürdiger, sondern würde

auch dereinst ein besserer Regent werden, als der tiefsinnige Rudolf.

Der Kaiser sahe dieses alles, und es bekümmerte ihn, auch er liebte den Prinzen Mathias mehr als seinen unglücklichen Bruder, aber — dieser war und blieb der Aelteste, welchem seine grossen Ansprüche erhalten werden müßten.

Ein Mittel hatte sich Maximilian noch zu Heilung seines Sohns aufbehalten, die Liebe. Für ihn, den künftigen Kaiser, wuchs die junge Prinzeßin Anna heran, für ihn war sie bey den Elisabethinerinnen erzogen worden, und um seinetwillen befand sie sich gegenwärtig bey den Krönungsfeyerlichkeiten zu Preßburg. Anna wußte nichts von den Absichten, die man mit ihr hatte, und ihre Unbefangenheit machte ihren Sieg desto gewisser, einen Sieg, den sie doppelt an einem Tage erhielt. Weder Rudolf noch Mathias konnten die aufblühende Schönheit ohne werdende Leidenschaft sehen, sie liebten beyde auf den ersten Augenblick, liebten vielleicht beyde gleich stark, aber die Art, mit welcher sie sich dabey betrugen, war sehr verschieden.

Als Rudof noch über die Natur seiner Gefühle für die schöne Anna mit sich zu Rathe ging, und Möglichkeit und Unmöglichkeit wiedergeliebt zu werden abwog, hatte Mathias schon die ersten Schritte gethan, seiner Geliebten seine Leidenschaft kenntlich zu machen, und die

Gewißheit, er sey der schönen Anna nicht gleichgültig, traf bey ihm gerade an dem nehmlichen Tage ein, da sich Rudolf aus dem Lauf der Gestirne überzeugt hatte, es sey bedenklich, hier weiter zu gehen, weil er einen Mitbuhler habe, dem er wohl werde nachstehen müssen.

Der Kaiser trauerte, als er sah, daß seinem ältern Sohn auch auf diese Art nicht zu helfen sey; sein düsteres Stillschweigen war ihm Unterpfand seiner Gleichgültigkeit für die junge Prinzeßin. Daß Matthias mehr für sie fühlte, als sein philosophischer Bruder, fiel in die Augen, und es war ihm endlich gleichgültig, durch welchen von seinen Söhnen sie seine Tochter ward, nur daß er bey der Vermählung des jüngern nicht für nöthig hielt, so schleunig zu Werke zu gehen, als bey dem ältern, welchem, hätte er seine Gefühle geäussert, wie andere Sterbliche sie zu äussern pflegen, die ungarische Krone, und der Myrthenkranz der Liebe, an einem Tage aufgesetzt worden wären.

Der unglückliche Rudolf! wie verblendet ging er vor seinem Glück vorüber! Wie viel Unheil hatte der astrologische Augustiner Münch in den Schicksalen seiner Zöglinge angerichtet! Während hier der eine trauerte und sich abhärmte, da er hätte triumphiren können; eilte dort der andere dem vorhergesehenen Schicksal entgegen, indem er es vermeiden wollte, und der dritte, der

unglücklichste unter allen, der Fürst Bathori, hörte täglich die warnende Glocke vor seinen Ohren klingen, ohne sie zu verstehen, sie tönte regelmäßig, allemal wenn das Herz ihres Besitzers wieder durch seine gewohnten Schwachheiten zu fallen in Gefahr war. Bathori glaubte sich vor andern Gefahren gewarnt, sah den zärtlichen Vater, und die beste aller Stiefmütter mit mistrauischen Augen an, glaubte sich immerdar gehaßt, verrathen und zurückgesetzt, und verlor dadurch nach und nach alles, was er nur zu verlieren gemeint hatte, Liebe seiner Eltern Zutrauen seines Volks, und Hofnung auf ein Königreich, das ihm nicht hätte entstehen können, wenn er unbefangen und natürlich gehandelt hätte.

Eben zu der damahligen Zeit war Bathoris Vater, der König von Pohlen, gestorben, die Hülfe, die er beym Kaiser suchte, konnte ihm nicht verschaffen, was allein von der Wahl der Grossen abhieng. Ein anderer gieng mit der pohlnischen Krone davon, und Bathori zog in sein Fürstenthum Siebenbürgen, entschlossen dem Kaiser, dem er nun nicht mehr traute, weil er nicht helfen können, für nicht helfen wollen, annahm, kein gutes Wort mehr zu verleihen, sondern Schutz und Bestättigung bey dem Rest seiner Hoheit, von den Türken zu fordern; ein

Entschluß, den er so eilig ins Werk richtete, als schnell er ihn bereute.

Wir haben uns über der Musterung unserer alten Bekannten zu sehr von Agnes entfernt, zu welcher wir wieder zurückkehren. Karl Truchseß, mit jedermann überzeugt, sein Bruder Gebhard habe sich, nach dem Willen seines Oheims, für die Kirche bestimmt, und er habe also um seinetwillen nicht mehr nöthig, seinen Gefühlen Zwang anzulegen, hing der Leidenschaft, die er beym Anblick der Gräfin von Mannsfeld erneuert fühlte, ohne Bedenken nach; er ergriff die erste Gelegenheit mit ihr von derselben zu sprechen, und ihr Anträge zu thun, welche seine Person, sein Charakter sein Stand, und das Ansehen, in welchem er bey Hofe lebte, wohl annehmenswürdig machen konnten.

Agnes fühlte viel für ihren Vetter, aber keine Liebe, noch hing ihr ganzes Herz an Gebharden; nach seinem Verlust auf etwas anderes zu denken, als auf den Schleyer, war Hochverrath in ihren Augen, und seinen Bruder für ihn zu wählen, darin lag vollends etwas, das ihr ganzes Herz empörte.

Die Gräfin von Aremberg pflichtete ihr hierin bey; sie wünschte Gebhards und Agnesens Glück,

sie glaubte, dieses könne durch nichts als durch die weiteste Entfernung bewirkt werden, und es war also natürlich, daß sie ihre Freundin lieber jedem andern, als Gebhards Bruder gegönnt hätte. Ihrem Urtheil nach, mußte ihr unglücklicher Lehrer in der Sternkunde sich denn am besten befinden, wenn er seine Geliebte im Kloster glaubte, und bis an den letzten Tag seines Lebens nichts wieder von ihr hörte.

Jenen verweisvollen Brief des Herrn von Truchseß, den wir im vorigen erwähnten, hatte sie jetzt kürzlich erhalten und beantwortet, und sie handelte völlig nach den Meynungen, die sie in ihrer Antwort äusserte. Agnes sollte und mußte für Gebharden verloren bleiben; aus Freundschaft für ihn, wünschte sie dieses. Sein anderweitiges Glück zu heben, es so hoch zu heben, als weder er noch irgend ein anderer damals denken mochte, dies war bey Tag und Nacht das unabläßige Sinnen ihres freundschaftlichen Herzens; sie glaubte, ihm das Glück zu danken zu haben, dem sie jetzt hoffend entgehen sah, und sie fand keinen Preis für dasselbe zu hoch.

Seltsame ausschweifende Plane nahmen Platz in ihrer dankbaren Seele, Plane, die sie niemand entdeckte, als dem Bischoff von Augspurg; sie wurden von ihm gebilligt, Mittel, sie zur Ausführung zu bringen, wurden ausfündig gemacht, unabläßig gingen von diesem Augenblick an,

Boten zwischen Otto und Sidonien ab und zu, den die Entfernung verhinderte mündliches Verkehr, und Gebhards Patronin von seinem zärtlichen Oheim belehrt, was sie bey der Anwesenheit der päbstlichen Gesandten, und eine Menge anderer geistlichen Fürsten zu Presburg zu seinem Besten zu thun habe, sahe bereits mit voller Hofnung dem Augenblick entgegen, da ihrem Freunde der Besitz seiner Agnes mit einem Fürstenthum ersetzt werden sollte.

Gebhard genoß zu Kölln der Vorzeichen seines Glücks; er sah sich zu den höchsten geistlichen Ehrenämtern, wie im Fluge, erhoben, sah Salentins Gnade fast zur Freundschaft des Gleichen mit dem Gleichen erhöht; der Schritt, welcher diesen Fürsten seiner geistlichen Fesseln entnehmen, nnd ihn zum glücklichen Privatmanne machen sollte, war nahe. Jedermann sprach davon, Herzog Ernst von Bayern werde seine erledigte Stelle einnehmen; ein Mann, dem Salentin aus mehr als einer Ursach gehäßig war. Nach einer langen Conferenz zwischen ihm und dem Bischoff von Augspurg ward beschlossen, einen treuen und geschickten Mann nach Rom zu senden, der im Stande wär, den Ausspruch des heiligen Vaters auf eine andere Seite zu lenken, und wen sollte man hiezu erwählen, als Gebharden, dem Beydes sein gegenwärtiger Rang, und seine Talente den nächsten Anspruch auf diese Ehre gaben?

Gebhard reiste, ihm kamen unterwegs vielerley Gerüchte zu Ohren, die er anhörte, wie ein Mensch der mit ganz andern Dingen beschäftigt ist. Die halbe Welt war damals voll von den Feyerlichkeiten der Krönung des nunmehrigen Königs von Ungarn zu Presburg, Fremde, die dort gewesen waren, begegneten Gebharden überall, und alle redeten von der Pracht, die sie gesehen hatten, und von der glänzenden Versammlung, die durch Rudolfs Krönungsfest aus allen Theilen Europens, herbeygezogen worden war. Man nannte zwanzig erlauchte, damals berühmte Fürsten und Herrn, nannte zwanzig durch ihre Schönheit und Rang ausgezeichnete Damen, nannte auch Sidonien, die Prinzeßin Anna, und die Gräfin von Mannsfeld.

Gebhard seufzte tief bey dem letzten Namen, er dachte an seine Agnes, aber er vermuthete nicht sie selbst unter denselben. Es gab damals der Gräfinnen von Mannsfeld sehr viele, und er wußte ja seine Geliebte im Kloster. Ein wenig nahe ging es ihm bey Sidoniens Namen, daß ihm Salentin keine Geschäfte nach Presburg an sie aufgetragen hatte, die ihm hätten Vorwand geben können, heftiger in Sidonien wegen Agnes zu dringen; aber er bekämpfte diesen Gedanken mit Heldenmuth. Sie ist Nonne, sagte er zu sich selbst, ich bin ein Verlobter der Kirche, wir haben nichts zu thun als einander zu vergessen;

und verdient diejenige, welche mich wahrscheinlich aus bloßem Eigensinn aufgab, verdient sie auch nur einen Gedanken von mir? —

Ein andermal fiel es ihm wieder ein, Agnes könne wohl von ihren Verwandten zum Kloster gezwungen worden seyn, könne wohl in diesem Augenblicke laut ihres Briefes die Trennung von ihm mit tausend Thränen beweinen; dieser Gedanke erweichte ihn so, daß er sich abermals losreissen mußte, wenn er nur erträgliche Fassung zu Fortsetzung seiner Reise, und zu Betreibung der großen Dinge, die ihm aufgetragen worden waren, behalten wollte.

Mittlerweile litt Agnes würklich von ihren Verwandten um seinetwillen große Bedrängniß, aber nicht zu Annahme des Schleyers, sondern zu Ablegung eines andern Gelübdes, das ihr weit widriger war als das Klostergelübde. — Unter den vielen Großen, welche die Krönung zu Presburg versammelt hatte, befand sich auch ein alter Graf von Mannsfeld, ein Oheim von Agnesens Vater, der von ihrem ganzen Hause tief respektirt, aber bey weitem nicht immer zu Rathe gezogen wurde. Auch bey Agnesens Bestimmung zum Klosterleben hatte man es nicht gethan, er kannte seine schöne Nichte nicht, und sahe sie jetzt am kaiserlichen Hofe zum ersten mahle. Sie bezauberte ihn auf den ersten Anblick, und er versprach ihr, ihr Glück seine Sorge seyn zu lassen.

Die traurige Agnes, welche das geräuschvolle Leben immer überdrüßiger ward, bat um Beförderung nach dem von ihr gewählten Kloster. Diese Bitte erregte den heftigsten Unwillen des allen Herrn, er fluchte seinen Vettern, die ein so schönes Geschöpf zum kläglichen Leben zwischen vier düstern Mauern bestimmen konnten, und als Agnes betheuerte, daß hier alles ihre eigene Wahl seye, so fluchte er auch demjenigen, der einen so unnatürlichen Wunsch in ihr hätte erregen können; er schwur, dieses könne nicht von rechten Dingen zugehen, unglückliche Liebe müße hierunter verborgen liegen.

Agnes gestand dies halb und halb ein, und da der alte Graf zufälliger Weise etwas von ihrer ehemaligen Verbindung mit Gebhard Truchseß gehört hatte, so setzte er sich hieraus, und aus ihrer Sehnsucht nach dem Kloster eine Geschichte zusammen, die ihm weder seine Nichte, noch die Gräfin von Aremberg noch selbst die Prinzeßin aus dem Sinne reden konnten. Gebhard war nach seinem Wahn, ein Treuloser, Agnes die Verschmähte, die er nun ihm zum Trotz durch irgend eine glänzende Verbindung glücklicher machen wollte, als sie je durch ihn hätte werden können. Ihre schon halb und halb gethanen Gelübde murden durch Geld und das Ansehen, in welchem er bey den anwesenden päbstlichen Gesandten, so wie bey dem heiligen

Stuhl selbst stand, bald gelößt, und unglücklicher Weise mußte sich auch ein Gegenstand zeigen, der dem alten Grafen alles Glück zu versprechen schien, das er nur für seine Nichte hoffen konnte.

Daß dieses Karl Truchseß nicht war, den er schon um des bloßen Namen willen haßte, läßt sich leicht errathen; er erhielt die Weisung, seine schöne Muhme, die sich jetzt größtentheils in dem Hause des alten Grafen von Mannsfeld aufhalten mußte, seltner zu sehen, ein unbescheidnes Kompliment, welches den Kopf des jungen Helden wohl ein wenig in Feuer gesetzt haben würde, hätte die sanfte Agnes die Ausrichtung desselben nicht über sich genommen. Von ihren Lippen, pflegten ihre Lobredner zu sagen, würde auch ein Todesurtheil schön lauten, kein Wunder also, daß der sonst so leicht aufzubringende Karl, in dem Abschied, den ihm die holde Gräfin geben mußte nichts fühlte, als bittere Nothwendigkeit, Nothwendigkeit sich von einer Person zu trennen, die es ihm tausendmal zugeschworen hatte, wie sie nie dran denken dürfe, ihm etwas mehr als Freundin zu seyn.

Agnes fühlte eine Art von Erleichterung, den Mann nicht mehr immer um sich zu sehen, den sie wegen seiner tausend Vorzüge so innig schätzte, ohne ihm Liebe mit Gegenliebe vergelten zu dürfen. Es ist Qual für eine gutdenkende Seele,

dem Verdienstvollen hart zu begegnen; aber konnte Agnes anders? ihr Herz sprach allein für Gebhard, sie fühlte, sie müsse sich von ihm losreissen; ihre Freundinnen, von denen sie sich vielleicht zu sehr lenken ließ, sagten ihr unaufhörlich vor, dies könne durch das Klostergelübde nicht so sicher geschehen, als wenn sie ihre Hand einem andern böte, Karl Truchseß konnte und durfte dieser andere nicht seyn, wars denn nicht besser ihn nicht mehr zu sehen, als Gebhards Andenken, und Karls Leidenschaft durch längern Umgang mehr zu nähren?

Agnes hofte Ruhe, in dem Hause ihres Oheims, an dessen Gemahlinn, einer ehrwürdigen betagten Matrone, sie eine wahre Mutter fand, und ihr ward wenigstens einige Zeitlang was sie gehoft hatte. Der Stand des Grafen von Mannsfeld forderte zwar Umgang mit der grossen Welt, aber die Jahre, in welchen er und seine Gemahlin sich befanden, erlaubten Einschränkung. Die alte Gräfin sah es gern, daß Agnes Geschmack an der Stille fand, die der gewöhnliche Ton ihres Hauses war, und ließ sie nur so viel Theil an den unumgänglichen Gesellschaften nehmen, als sich ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht vermeiden ließ.

Die Gräfin von Aremberg, und die Prinzeßin

waren die einigen Personen, die sie öfters sahe, und diese stimmten so wohl in das was ihre Verwandten mit ihr vorhatten, daß Agnes, die den Gedanken an das Kloster ungern aufgab, das Gespräch immer gern von ihren eigenen Angelegenheten ablenkte, und ihren Freundinnen Gelegenheit gab, sich mit dem zu unterhalten, was ihre Herzen beschäftigte; Salentin und der Prinz Mathias wurden oft von ihr im Gespräch herbeygerufen, ihre zudringlichen Rathgeberinnen von widrigen Gegenständen hinwegzuziehen; der Kunstgriff glückte. Die Geliebten der beyden Prinzen sprachen gern von ihren nahen Hoffnungen, und Agnes gewann Zeit in der Stille über ihr härteres Schicksal zu seufzen.

Sie sah mit einiger Beruhigung, daß der Graf von Mannsfeld keinen von denjenigen begünstigte, welche ihre Schönheit bewunderten, und sich in dem Wahn, in ihr eine Erbin ihres reichen Oheims zu sehen, um ihre Hand bewarben; sie hofte durch geduldiges Ausharren endlich doch das zu erlangen, was sie wünschte, den klösterlichen Schleyer, aber schnell brach der alte Graf mit seinen wahren Absichten hervor, und gebot ihr in jenem milden väterlichen Ton, dem kein Herz wie das ihrige Widerspenstigkeit entgegen setzen kann, sich zum Empfang desjenigen bereit zu machen, welcher zu ihrem Gemahl bestimmt sey.

Unter den zahlreichen Fremden, welche die ungarischen Krönungsfeyerlichkeiten zu Presburg versammelt hatten, und welche dem kaiserlichen Hofe, als diese vorüber waren, nach Wien folgten, befand sich ein Mann, der sich durch etwas Ausserordentliches in seinem Wesen vor allen andern auszeichnete.

Nicht ein grosser Name, nicht ein glänzendes Aeusserliches, nicht ein zuversichtliches Hervordringen war es, was ihn merkwürdig machte; von all diesem fand sich bey ihm das Gegentheil: niemand kannte seinen Namen, doch vermuthete man aus einigen Gründen, er sey ein vornehmer Engländer, von welcher Nation man bey dem damahligen verirrten Zustand in den brittanischen Inseln viel hochbenahmte Männer als halbe Flüchtlinge an den übrigen europäischen Höfen zu sehen gewohnt war. Sein äusserlicher Aufzug war jene gesuchte zierliche Simplizität, welche nicht die Folge der Dürftigkeit, sondern eigener freyer Wahl zu seyn pflegt, und sein Betragen, die äusserste Sorgfalt, nirgend bemerkt zu werden, nirgend in die Augen zu fallen.

Der englische Gesandte war derjenige, dessen Blicken der Fremde sich auf das geflissentlichste entzog, und der auch überall, wo er seinen Anblick nicht vermeiden konnte, die Augen eben

so geflissentlich vor ihm verschloß. Es schien ein stillschweigendes Einverständniß zwischen beyden zu seyn, nicht zu kennen, und nicht gekannt zu werden. Sir Arthur, das war der Name, den man ihm in Ermangelung eines andern überall zu geben flegte, war ein Mann, der bereits das vierzigste Jahr erreicht haben konnte, ein gewohnter stiller Ernst gab ihm noch mehr düstres, als dieses Alter gemeiniglich zu haben pflegt, er nahm an nichts Theil, sprach mit wenigen und schmeichelte niemand, und diesem allen ungeachtet unterließ er doch nicht, hinreissend liebenswürdig zu seyn. Ein hoher Wuchs, die edelste Miene, durch einen gewissen Anstrich von Schwermüth noch interessanter gemacht, ersetzten bey ihm das, was ihm an Jugendreizen und einschmeichelnder Munterkeit abgieng; er maßte sich keines Ranges an, und darum hätte man ihn lieber für einen Fürsten gehalten. Er machte keinen Aufwand, und jedermann hätte sich glücklich geschätzt, den vornehmen Unglücklichen, dafür hielt man ihn, unterstützen zu dürfen, wenn man es hätte wagen können, ihn von dieser Seite für würklich hülfsbedürftig zu halten. Man suchte ihn überall hervorzuziehen, aber er gab sich mit wenigen ab, und der alte Graf von Mannsfeld war fast der einige, der sich einer Art von Vertraulichkeit mit ihm rühmen konnte, und den er zu Zeiten in seinem Hause besuchte.

Seit er die junge Agnes einst im Gefolge der Prinzeßin Anna gesehen hatte, wurden seine Besuche in dem Hause ihres Verwandten häufiger, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Interesse, das dieser besondere Mann an ihr zu nehmen schien, zuerst die Vorliebe ihres Oheims für sie weckte, und ihn auf den Entschluß brachte, ihr Glück zu machen; — Nur gar zu oft ist es nöthig, daß Fremde Vorzüge in uns entdecken, um uns bey denen, welche uns näher sind, einen Werth zu geben.

Dieser Unbekannte, dieser ausserordentliche Mann, von welchem jedermann sprach, ohne ihn genau zu nennen zu wissen, war es, welchen der Graf von Mannsfeld bestimmt hatte, das Glück seiner schönen Nichte zu machen, und den er ihr nach einer kurzen in seinem Hause genossenen Ruhe, unter dem Namen des Herzogs der orkadischen Inseln, als ihren künftigen Gemahl vorstellte.

Agnes erröthete, der große Name, den man ihr ankündigte, wekte ihre Eitelkeit. Das Bekenntniß ihres Sieges aus einem Munde, der nie zu schmeicheln pflegte, war Triumph für ein gewisses Etwas, das in eines jeden Mädchens Herzen schlägt. Der vornehme Fremde mußte gefallen, wo er sich zeigte, wie viel mehr, da wo er gefallen wollte, und wo er die ausgesuchtesten Künste, seine Verdienste geltend zu

machen anwandte. Die Worte, mit welchen er sich an die junge Gräfin wandte, hatten einen ganz eigenen, unendlich feinern Ton als den, welchen sie aus dem Munde ihrer übrigen Anbeter zu hören gewohnt war. Die Sitte an den deutschen Höfen war damals noch etwas plump, oder sie verlor sich da, wo man diesen Fehler vermeiden wollte, in unerträgliche spanische Steife, die keiner Seele, welche so viel innern Sinn für das wahre Schöne hat, als Agnes, behagen konnte. Hier sah sich die junge Gräfin auf eine Art angeredet, die sich so weit von dem gezwungenen Ton des Wiener Hofs, als von der freyen Sitte der Franzosen, die ihr auch nicht ganz fremd war, entfernte. Es war die edle Sprache eines Britten, voll bescheidner Zuversicht zu sich selbst, und voll leidenschaftlicher Wärme gegen den geliebten Gegenstand, eine Sprache, die ein Geist der Finsterniß nicht hätte glücklicher wählen können, um sich in einen Engel des Lichts zu verstellen. So hatte Agnes bisher nur noch Einen sprechen hören, ihren Gebhard, dem unschuldige herzliche Liebe all die Vorzüge gab, welche Kenntniß der wahren grossen Welt, und seine Hofsitte einem andern beylegen konnte; ach wär das Andenken dieses Einen nicht gewesen, welchen Eindruck hätte der Mann, der ihr vorgestellt wurde, auf sie machen können! so blieb es bey einer kleinen wohlgefälligen Bewe-

gung, die nicht in das Innere ihres Herzens kam, und bey einer Antwort, wie sie gute Lebensart, Scheu vor dem Grafen von Mannsfeld, und ein gutes Theil von Bestürzung ihr in den Mund legen konnten.

Man war zufrieden mit dem, was sie sagte, der Herzog der orkadischen Inseln, schmeichelte sich mehr, als er Ursach hatte, und Agnes mußte noch diesen Abend viel Glückwünschungen von ihren Verwandten annehmen über eine Sache, die sie im Grunde äusserst beunruhigte. Man umarmte sie, man nannte sie Tochter, und überließ sich ganz der Freude, die gutherzigen Seelen zu empfinden pflegen, wenn sie das Glück ihres Lieblings, ein Glück, für dessen Schöpfer sie sich halten, anstaunen.

Sir Arthur, denn diesen mäßigen Titel, den er dem Publikum preis zu geben gewohnt war, beliebte der Herzog immer noch beyzubehalten, Sir Arthur war würklich verliebt in die schöne Agnes; und viel zu geschickt in der Kunst, Herzen zu gewinnen, als daß es ihm hier hätte ganz mislingen sollen, ersiegte er sich wenigstens bald die gränzenlose Achtung seiner Geliebten. Mehr konnte, mehr wollte sie ihm nicht geben. Die alte Gräfin von Mannsfeld sagte ihr, dies sey genug zum Glück in der Ehe, ihre jungen Freundinnen, welche freylich hierin ein wenig anders dachten, verhehlten ihre wahre Meynung

und widersprachen nicht, weil sie schon längst sich überzeugt hatten, Agnes müsse so schnell und unwiderruflich von Gebharden entfernt werden, als nur möglich, und die nächste Gelegenheit hiezu sey bey erträglich gutem Anschein mit beyden Händen zu ergreifen.

Agnes war also überstimmt, aber bey weitem nicht befriedigt. Sie weinte Tag und Nacht, und wußte nicht, was ihr Herz beengte. Sie hielt es für schlecht getilgte Liebe zu Gebharden; und dachte, um sich gegen die Ueberbleibsel ihrer Leidenschaft zu stärken, an das, was die Sterne von ihrer Verbindung mit ihm sagten. Ein Schauer vor dem Gedanken, ihn durch ihre Hand unglücklich zu machen, wandelte ihr an, und sie ließ sich nach langem Weigern, endlich zum Besten des Herzogs das Jawort abdringen. Anstatt hierin Beruhigung zu finden, fühlte sie ihre Beängstigung erschwert. Sie fragte sich, ob sie ihren bestimmten Gemahl hasse? ein lautes Nein ertönte aus ihrem Herzen; sie schätzte, sie bewunderte ihn, sie fühlte einen kleinen Stolz sich durch so einen ausserordentlichen Mann vor tausenden, die mit ihr gleiche Ansprüche auf Bewunderung hatten, ausgezeichnet zu sehen, und doch und doch — —

Rath und Auskunft über die Widersprüche ihres Herzens wäre ihr jetzt so nöthig gewesen, und sie fand sie nirgends. Die alte Gräfin von

Mannsfeld war sowohl als ihr Gemahl für den Unbekannten eingenommen, die Prinzeßin Anna dachte nicht vielmehr als ihren geliebten Prinzen, und war überdem zu jung, die Rathgeberin einer ältern zu seyn; und Sidonie, o diese war gänzlich für die arme Agnes verloren, da sie sich jetzt auf dem entscheidenden Punkte ihres eigenen Schicksals befand, und für nichts anders Sinn hatte, als für die unaussprechlich glückliche Entwickelung desselben.

Die Sterne hatten, in Rücksicht auf sie, wahr geredet. Salentin, nun nicht mehr Churfürst von Kölln, war seiner geistlichen Fesseln entnommen, und breitete seiner gewählten Braut offene Arme entgegen. Jedermann, anstatt den Schritt, den er gethan hatte, zu tadeln, begleitete denselben mit lautem Beyfall. Die päbstliche Dispensation, die Einwilligung des Kaisers, der glückwünschende Zuruf der Welt, die glänzende, zu ihrer Heimholung abgefertigte Gesandtschaft des Grafen von Isenburg, alles vereinte sich, sie in eine Art von fröhlichen Rausch zu versetzen, vor welchen sie weder ihr fester Charakter, noch ihr tiefes Wissen, noch alle Vorzüge, die sie vor Tausenden ihres Geschlechts hatte, ganz verwahren konnten. Es giebt Augenblicke, wo auch das beste Weib sich nicht über die Schwachheiten ihres Geschlechts erheben kann.

Ich beschwöre dich Sidonie, rief die traurende Agnes, der es glükte, sie den Abend vor ihrer Abreise, auf einen Augenblik, aus dem geräuschvollen Cirkel zu reissen, der sie jetzt immer umgab, ich beschwöre dich, verlaß deine Agnes nicht ganz ohne Rath; siehe mich auf dem Punkte, Schritte zu thun, die mich vielleicht auf ewig unglüklich machen!

Agnes, rief die ungeduldige Gräfin, deren Gedanken schon halb an einem andern Orte waren, woher die Zweifel über eine Sache, die wir schon zwanzigmal gemeinschaftlich durchdacht und gut gefunden haben? An Gebharden darfst du aus Ursachen, die dir nicht entfallen seyn können, und aus noch andern, die dir nicht lang verborgen bleiben werden, nicht mehr denken. Den Schleyer darfst du, nach meiner Einsicht, nie annehmen, was bleibt dir also übrig, als die Hand eines andern? Dein Bräutigam, der Herzog —

Ach ich bitte dich, Sidonie, wer ist dieser Herzog? So wenig Kenntniß ich von der Geschichte seines Vaterlandes habe, so weiß ich doch genug, um diesen Titel, den er gegen niemand, ausser mir, eingeständig seyn will, sonderbar zu finden!

Hast du eine andere Wahl, als den Mann, zu dem dir alle deine Freunde rathen?

Muß ich eben heut und morgen wählen?

Ja, Agnes, du mußt! die entscheidendsten

Stunden deines Lebens nahen heran, die dich nicht unbestimmt finden dürfen.

Die entscheidenden Stunden? — O Sidonie, dieser Ausdruck bringt mir deine Prophezeihungen in den Sinn; wie unglüklich haben sie mich gemacht!

Und mich, wie glüklich! Siehe auf mein Beyspiel, und lerne den Sternen gehorchen!

Sidonie, ich beschwöre dich, kannst du mich versichern, daß ich durch die Hand dieses Mannes glüklich seyn werde? —

Die Gräfin von Aremberg schwieg. —

O, rief Agnes, du schweigst! Gott weiß, ob dieses Schweigen Zweifel oder Zerstreuung ist! — Geh, du Glükliche, du hast in den lachenden Scenen, die dich jetzt umgeben, keinen Gedanken für die grausame Lage deiner Freundin. Geh, überlaß mich mir selbst, du wirst von mir hören, wenn ich vielleicht nicht mehr zu retten bin!

Agnes! Was soll ich für dich thun? rief die Gräfin von Aremberg, in dem sie sich ihrer weinenden Freundin um den Hals warf.

Du weißt, wo du Rath für mich holen sollst, erwiederte die Gräfin von Mannsfeld, gieb mir nur einige Auskunft über den Charakter desjenigen, den ich nicht ohne heimliches Grauen meinen Bräutigam nennen kann, über den, vor welchen ich noch heute durch diese Zeilen gewarnt ward.

Gewarnt?

Lies hier diesen Zettel, die Unterschrift wird dir den Schreiber kennen, und das Gewicht seiner Worte schätzen lehren.

Sidonie las:

„Wird Agnes blindlings in ihr Verderben rennen? — Wer ist dieser Herzog der orkadischen Inseln, dem sie ihre Hand bestimmt? Ich kenne nur Einen, der diesen Namen führen könnte; sollte dieser Verführer hieher gekommen seyn, noch ein edles Herz zu bethören, wie er schon zum Entsetzen der halben Welt in seinem Vaterlande gethan hat? — Ich bitte Euch, Gräfin, prüfet, worauf euch aufmerksam macht der zurükgewiesene

Karl Truchseß."

Was mag er meynen? Er hätte deutlicher schreiben sollen! rief die Gräfin von Aremberg, indem sie ihrer Freundin den Brief zurük gab.

Da er es aber nun nicht gethan hat —

Wir müssen ihn aufsuchen lassen!

Als ob er zu finden wäre! Glaubt die Gräfin von Aremberg, daß ich außerdem ihr mit Bitten beschwerlich gefallen wäre, die sie wohl versteht?

Ja, Agnes, ich verstehe dich! Aber bedenke selbst die Zeit; in drey Stunden ist Mitternacht, morgen früh vor Tage muß ich von hier aufbrechen! —

Nun so leb wohl, lebe wohl schöne Agnes, indem sie Sidonien den Abschiedskuß auf die

Wange drükte, ich habe dich weiter nichts zu bitten, als, du magst einst von mir hören was du wollest, so denk an die heutige Stunde.

Die Gräfin von Mannsfeld eilte von ihrer glüklichen Freundin, um eine schrekliche Nacht auf ihrem Lager zu verweinen; am Morgen erhielt sie die Nachricht von Sidoniens Abreise und diesen Zettel:

„Ich habe der Nacht ihre Stunden entrissen, um dein Verlangen einigermassen zu erfüllen, aber was ich dir sagen kann, ist mangelhaft, denn weder Zeit noch Umstände, noch meine eigene Gemüthsfassung schicken sich zu meiner Arbeit, sogar fehlte es mir an den nöthigsten Vorkenntnissen von dem, was du wissen willst; siehe hier einige Fragmente.“

„Dein Unbekannter sey wer er wolle, so stand er einst nahe am Throne.“

„Der Name, den er sich giebt, scheint ihm deutlich zuzukommen, ob er gleich andere, die ihn kenntlicher machen könnten, verschweigen mag.“

„Du bist nicht seine erste Liebe, es könnten vielleicht Personen leben, welche Rechte auf ihn hätten. Ihn selbst mußt du darum befragen,

mich können meine Berechnungen diesmal irre führen."

„Glüklich scheinst du nicht durch die Hand deines Gemahls zu werden, es sey dieser oder ein anderer, der einst diesen Namen führen wird. Du weißt, ich sagte dir dieses schon oft, und du bautest hierauf den Entschluß zum Klosterleben, welchem alles, was die Gestirne von dir sagen, widerspricht, und welchem auch ich feyerlich widerspreche."

„Du wirst dich vermählen, wirst deinem Gemahl mit deiner Hand Unglük zubringen; soll diese traurige Mitgabe dein Gebhard oder ein anderer haben? — Doch es ist Thorheit, von Gebharden noch zu sprechen; hast du nicht bereits jeden Gedanken an ihn aufgegeben, so laß ihn nun durch die Nachricht vernichtet werden, daß ihn das Glük jetzt auf eine Stufe erhoben hat, die er nicht bestiegen haben würde, wenn noch irdische Liebe, Liebe für dich in seinem Herzen wohnte."

„Arme Agnes, mein Herz fühlt es, wie ich das deinige mit jeder Zeile, die ich schreibe, verwunden muß, aber du willst Wahrheit, und ich gebe sie dir, sie in ein tröstendes Gewand zu kleiden, verhindert mich die Eile, welche keine gewählten Worte kennt!"

„O leb wohl, leb wohl! Nöthige Kundschaft, die du verlangtest, hast du nunmehr, Rath

kann ich dir nicht geben. Wär die Sprache der Gestirne überall so dunkel, als sie es in Rüksicht auf dich ist, ich würde meinem Lehrmeister seinen Unterricht wenig danken, mich dünkt, ich habe ihn diese Nacht zum leztenmal genuzt. Es ist eine traurige Mühe, mehr wissen wollen, als andere Sterbliche. Mir zwar schafte sie seligen Vorgenuß des Glüks, das ich nun vor mir sehe, aber — — Ich habe den Schaz gefunden, und zerbreche den Schlüssel, der mir die Thür dazu öfnete."

Agnes war durch den räthselhaften Brief ihrer Freundin um nichts klüger geworden. Sie las ihn zehnmal und war am Ende zu nichts entschlossen, als den einigen Rath, den er ihr gab, zu befolgen, und bey demjenigen nähere Auskunft über die Warnung ihres Freundes zu suchen, der ihr dieselbe am besten geben konnte, bey dem Manne, den dieselbe betraf.

Bey dem Grafen und der Gräfin von Mannsfeld, denen sie einen Theil ihrer Zweifel entdekte, fand sie wenig Gehör, weil sie diejenigen, welche ihr dieselben eingeflößt hatten, weder nennen konnte noch wollte.

Der Herzog besuchte sie am Abend zu der Stunde, die er gewöhnlich die seligste seines Le-

bens nannte, und die auch ihr, vermöge des unwiderstehlich anziehenden, das in seiner Unterhaltung, vermöge des namenlosen Zaubers, der in seiner Person lag, ungeachtet aller Widersprüche ihres Herzens nie ganz unwillkommen gewesen war. Läßt sich die Möglichkeit denken, eine Sache zugleich zu lieben und zu hassen? sie herbeyzuwünschen und vor ihr zu zittern? Sie fand sich bey Agnes. Ohne Zweifel fühlte sie eine Art von Werthschätzung gegen die glänzenden Vorzüge dessen, den sie, wenn nur ein Theil von dem, was man ihr Schuld gab, zutraf, verabscheuen mußte, ohne Zweifel zitterte sie vor der Zusammenkunft mit ihm, die sie um anderer Ursachen willen herbey, oder vielmehr, vorüber wünschte. Es ist keine Kleinigkeit, auf dem Punkte zu stehn, sein Urtheil von irgend einer Person, die uns wichtig ist, ändern zu müssen.

Der gute Verstand der jungen Gräfin und der einnehmende Ton, welchen sie allem, was sie sagte, zu geben wußte, setzte sie in Stand, die verfänglichen Fragen, die sie ihrem Verlobten zu thun hatte, auf eine unbeleidigende Art vorzutragen.

Die Bewegung, in welche er durch dieselben gerieth, war unverkennbar, aber sie schien nichts von der Erschütterung eines bösen Gewissens an

sich zu haben; diejenige, welcher noch solchen Gefühlen unterworfen ist, kann nur noch ein Lehrling in der Bosheit heissen, und der Herzog, er mochte nun ein Engel des Lichts oder ein Geist der Finsterniß seyn, schien an der Spitze seiner Gattung zu stehen.

Gräfin, sagte er nach einem kurzen Bedenken, ich liebe euch, ich bete euch an, eine Leidenschaft wie der meinigen könnte es vielleicht verziehen werden, wenn sie ein wenig von dem geraden Pfade abgegangen wäre, um ihre Befriedigung zu erlangen, aber dies findet sich bey mir nicht. Ihr habt ein Recht auf meine aufrichtigen Geständnisse, und sie sollen euch nicht vorenthalten werden. Höret hier kürzlich meine Geschichte: Meine Geburt ist die edelste meines Vaterlands, sie bestimmte mich so wie meine Neigung zu den Waffen. Durst nach Größe war von Jugend auf mein herrschender Trieb, zu welchen sich erst spät Neigung zu Eurem reizenden Geschlecht gesellte. Wie wäre es bey diesem Hange zu der süßesten aller Leidenschaften, wie wäre es im Vaterlande der Schönheit möglich gewesen, so lang ohne Fesseln geblieben zu seyn, daß ich Euch meine erste Liebe nennen könnte? — Nein, Agnes, das seyd ihr nicht, aber ich fühle, daß ihr meine letzte seyn werdet; wie daurend meine Leidenschaft für euch seyn wird, das beweisen euch die äußerlichen Reize, die

mich zuerst zu euch hinrissen. Diese ganze Fülle der Schönheit, wie ich sie hier vor mir sehe, habe ich schon, ehe ich Euch kannte, in einer andern Person geliebt, die nun auf ewig für mich verloren ist, zu welcher ich aber, ungeachtet der treffenden Gleichheit ihrer persönlichen Vorzüge mit den Eurigen, nicht zurückkehren würde, wenn mir auch nicht die Unmöglichkeit im Wege stünde, dann das Uebergewicht geistiger Vollkommenheiten ist auf eurer Seite. Dieses unschuldsvolle arglose Herz, dieser helle, doch ganz weibliche Verstand, dieser feste, von aller Wankelmuth freye Charakter, die ich an euch bewundere, tragen den Preis von der Weltsitte, dem tiefen Wissen, und der Unstättigkeit Eures reitzenden Ebenbildes davon. Sie habe ich vergessen, Euch werde ich ewig lieben, Sie verleitete mich zu Vergehungen, ihr werdet mich auf dem Wege der Tugend unterstützen.

Ich liebte, ich betete sie an, doch das Glück hatte sie einige Stufen über mich erhoben, nur durch Heldenthaten konnte ich mich zu ihr emporschwingen. Ich handelte unter ihren Augen, und erhielt Lob aber keine Liebe. Die ganze Neigung meiner Angebeteten lenkte sich auf einen, der mir am Stande gleich, an Verdiensten — ich darf es wohl sagen — tief unter mir war, sein ganzer Vorzug bestand vielleicht in mehr Schönheit und mehr Jugend als ich besaß.

Er ward der Gemahl meiner Angebeteten, ich war wütend! Ich suchte Heilung in fremder Liebe, ich verband mich mit einer andern, und gewann dadurch nichts, als die Nothwendigkeit, ein Band wieder zu zerschneiden, das mich noch unglücklicher machte. Während ich mich von meiner Gemahlin scheiden ließ, gingen meiner vermählten Geliebten gleichfalls die Augen auf; sie sah, wie elend sie in ihrem Gemahl, den ich Lord Heinrich nennen will, gewählt hatte. Dieser Undankbare ließ es nicht dabey bewenden, der ersten Schönheit ihrer Zeit, bald nach der Vermählung, mit zurückstoßender Kälte zu begegnen, er quälte sie auch noch mit Eifersucht und pöbelhaftem Betragen. Er nützte die Gewalt, die sie ihm gegeben hatte, ihre liebsten Diener zu verfolgen, und zu tödten, er ergab sich dem Trunk und andern Ausschweifungen, und zürnte, wenn er in den Krankheiten, die er sich auf seinen Lasterwegen zuzog, mehr Abscheu als Mitleid von ihr erfuhr.

Das Schicksal führte mir zu dieser Zeit, da meine Geliebte die Folgen einer thörichten Wahl beweinte, Gelegenheit in die Hand, mich ihr auf eine vortheilhafte Art wieder ins Gedächtniß zu bringen. Räuber verheerten ihre Besitzungen, ich bekämpfte und besiegte sie, und fiel ihr beym triumphirenden Einzug auf ihr Schloß so vortheilhaft in die Augen, daß eine Leidenschaft in

ihr erwachte, welche ich früher hätte erregen mögen! O Marie! Marie! nur ein Jahr früher deine Liebe, und du und ich wären vom Verbrechen rein geblieben!

Meine Geliebte fand in meinem Umgange das, was sie in den Armen ihres Gemahls nicht fand, Trost und Unterstützung bey so manchen, was schwer auf ihr lag. Mit Thränen bekannten wir einander, wie unglücklich wir waren, einander nicht mehr ganz angehören zu können, und das Gefühl der Moralität hätte stärker in uns seyn müssen, als es war, um den Wunsch zu besiegen, das was jetzt unmöglich war, möchte einst möglich werden, und ein solcher Wunsch, wird er nicht allzuoft der Grund von frevelhaften Versuchen dem Schicksal in die Räder zu greifen, und Vorgänge zu beschleunigen, die uns glücklich machen könnten?

Meine Geliebte war sich bewußt, wenigstens durch Gedanken, eine Verbrecherin gegen ihren Gemahl zu seyn, sie gestand sich dieses, und eilte ihr Vergehen durch verdoppelte Zärtlichkeit gegen ihm im Aeußerlichen zu büßen. Mehr Beweise von Liebe hatte er seit den ersten Monaten ihrer Verbindung nicht von ihr erhalten, als damals, sie schloß sich mit ihm auf einem einsamen Schlosse ein, sie wartete ihm in seinen eckelhaften Krankheiten, und nur selten erlaubte sie sich den Genuß der Vergnügungen, zu wel-

chen sie ihr Stand, ihre Jahre, und die Nothwendigkeit, sich von stets fliessenden Thränen endlich einmal zu erholen, berechtigte.

Heinrich befand sich eines Tages leidlich, er selbst ermahnte seine Gemahlin, nach der nahen Stadt zu fahren, um bey einem Feste gegenwärtig zu seyn, dessen Verschönerung man von ihrer Gegenwart hofte. Ueberzeugt, auch mich allda zu finden, ließ sie sich überreden. Sie verließ das einsame Bergschloß, und — rettete dadurch ihr Leben. Mitten in der Nacht schlug der Donner in die Gemächer, welche sie nebst ihrem kranken Gemahl zu bewohnen pflegte. Der Knall erschütterte die ganze Gegend umher. Auch wir im Tanzsaale bebten, und hatten uns noch kaum erholt, als das Gerücht von Heinrichs schrecklichem Tode ein zweytes noch heftigeres Entsetzen verbreitete.

Darf ich es sagen? Entsetzen war auch das einzige, das ich und Marie fühlten, Mitleid wenig, Kummer und Bedauren noch weniger. Unsere schlecht verholenen Empfindungen zogen das Auge der Welt auf uns, und machten uns zu Verbrechern; die meiste Schuld fiel auf mich; unsere heimliche Liebe hatte man längst bemerkt, meine ehemaligen kühnen Wünsche kannte man, und man fand es nicht unwahrscheinlich, daß ich einen Tod, der sie noch erfüllen konnte, herbeygerufen habe.

Aber mein Gott, unterbrach hier Agnes den Erzähler, welch ein ungeheurer Einfall! Was für Gewalt hattet ihr über den Donner des Himmels, der Lord Heinrichen tödtete?

Der Herzog erröthete ein wenig, und fuhr bald darauf ungehindert also fort: Wer kann für die Beschuldigungen des großen Haufens Rechnung ablegen? Genug, man wußte ihnen einen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben, und für mich wurden sie Quellen der schrecklichsten Gefahr. Der Vater des Getödteten wagte es, mich öffentlich des Meuchelmords anzuklagen, und einige andere als meine Mitschuldigungen anzugeben, welche würklich Lord Heinrichs heimliche Feinde seyn mochten, und für deren Unschuld ich nicht reden mag.

Meine Geliebte hatte eine Verwandte, eine Dame von noch größerer Macht und Ansehen, als sie selbst, sie ward von ihr wegen mehrerer Schönheit und Jugend geneidet, und wegen gemeinschaftlicher Ansprüche heimlich verfolgt. So verschieden das Aeußere der beyden Schwestern, wie sich die Nebenbuhlerinnen immer voll scheinbarer Höflichkeit nannten, seyn mochte, so verschieden war auch der Ton, der in ihren Häusern herrschte, und noch mehr ihre Gemüthsart. Meine Geliebte, an dem französischen Hofe erzogen, war frey, leichtsinnig, unbesonnen, wie die Sitte jenes Landes, die andre, welche ihre

schönsten Jahre in einem Gefängnisse zugebracht hatte, zurückhaltend, spröde, altklug, darum aber nichts tugendhafter, als ihre schöne Muhme; sie wußte sich nur besser zu bergen, und gab sich dadurch das Recht, Rathgeberin und Richterin zu seyn, wo man es nicht verlangte; diese Rolle spielte sie auch hier, und meine Geliebte mußte sich, wenn sie sich nicht ganz der bösen Nachrede Preis geben wollte, gefallen lassen, mir den Schutz zu entziehen, den sie mir hätte gewähren können, und mich der Anklage meiner Neider Preis zu geben.

Die Kläger klagten, die Richter richteten, und ich ward unschuldig befunden: hintennach zwar gab die blinde Göttin mit der Wage vor, sie sey durch meine Macht geschreckt, durch Umstände irre geleitet, nicht an ihr erstes Urtheil gebunden, aber wer wollte ihr dieses zugestehen? Meine Geliebte wenigstens that es nicht, sie hielt mich der Unthat völlig entsündiget, und gönnte mir einen Umgang und Hofnungen, welche die Misgunst von neuem aufregten und mein Unglück herbeyführten.

Wir liebten, und waren also natürlich blind gegen alles, was ausser uns vorging, unsere Verbindung war beschlossen, doch um, in Rücksicht auf meine Geliebte, der üblen Nachrede auszuweichen, sollte sie keine Folge ihrer freyen Einwilligung, sondern des Zwanges zu seyn

scheinen. Wir trennten uns, ich that einen neuen Zug wider die Räuber, sie eine Reise nach einem entfernten Theil ihrer Besitzungen.

Ein Zufall, wie ihn schlaue Liebe leicht herbeyzuführen weiß, brachte sie, deren Besitz mir niemand gönnte, in meine Gewalt. Ich entführte sie auf eins meiner Schlösser; ein gutherziger Bischof, mein Verwandter, verband uns, und meine nunmehrige Gemahlin fühlte sich durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher ich mir ihren Besitz errungen hatte, so wenig beleidigt, daß sie mich zum Unterpfand ihrer Gnade, mit dem Titel beschenkte, unter welchen ich der schönen Agnes zuerst vorgestellt ward, und den ich hier nicht öffentlich führen kann, ohne mich kenntlicher zu machen, als meine Sicherheit erlaubt.

Die ersten Tage unserer Ehe entflohen in einem Rausch von Entzücken; in der Verbindung mit Euch, meine Angebetete, erwarte ich die Erneuerung dessen, was ich damals empfand; daß es von längerer Dauer seyn wird, dafür bürgt mir eure Tugend und Treue. Mariens Treue konnte mir keinen Monat für mein Glück bürgen. Man riß sie mit gewafneter Hand aus meinen Armen, sie schwur, mit mir zu sterben, aber noch lebt sie, um die gerichtliche Scheidung von mir zu begünstigen um mir zaghaft zu entsagen, und sich dem Schutz ihrer neidischen Muhme zn ergeben, die sie zwar fast wie

eine Gefangene hält, aber ihr doch, wie ich höre, die Möglichkeit nicht rauben kann, neue Liebesverständnisse anzuspinnen, welche vollends jedes zärtliche Verhältniß, das unter uns statt finden konnte, aufheben, und mir volle Freyheit geben, eine andere Wahl zu treffen. Sie ist auf Euch gefallen, theure Gräfin! Ebenbild des schönsten Weibes, das je die Sonne sah! Engel, die mit himmlischer Gestalt, auch eine himmlische Seele verbindet! Ich danke dem Schicksal, das mich nach der Verbannung aus meinem Vaterlande, nach der Irre, in welcher ich lang in verschiedenen Ländern umherschweifte, Euch und mit Euch Ruhe und Hofnung wieder finden ließ. Werdet ihr großmüthig genug seyn, jetzt, da ihr mich kennt, einem Vertriebenen die Hand zu geben, der euch nichts als die Trümmern ehemaliger Hoheit anzubieten hat? Zwar auch diese Trümmern sind nicht unbeträchtlich, aber was sind sie gegen die Erwartungen, zu welchen Euch Eure Schönheit und Eure Verdienste berechtigen? Das einzige, worauf ich jetzt, nächst Eurer Beständigkeit, einige künftige Hofnungen zu bauen habe, ist eine kleine Seemacht, die ich, unter der Anführung meiner Freunde, an den norwegischen Küsten zurück ließ. Mit ihr und den Ergebenen, die ich noch in meinem Vaterlande habe, muß es mir glücken, mich erst zum Besitzer der Inseln zu machen, von denen ich mich

nenne, und dann von da meinen Arm noch weiter auszustrecken, ihn nach dem auszustrecken, auf was ich ganz gerechte Ansprüche habe. O Agnes! welch ein Gedanke, einst Größe und Hoheit mit Euch zu theilen, von welchen ihr gegenwärtig vielleicht nicht einmal eine Ahndung habt! Doch wie? sollt ihr nach dem, was ihr jetzt von mir hörtet, würklich nicht ahnden, wen ihr vor Euch habt? wessen Glück ihr einst theilen werdet?

Agnes war so unschuldig, auf diese verfängliche Frage geradezu mit Nein zu antworten; auch sagte sie die Wahrheit. Die Geschichte, die vielleicht keiner unserer Leser unter ihrer nicht allzudichten Hülle verkannt haben wird, war in den Zeiten, da sie geschah, so wenig nach allen ihren Theilen durchgängig bekannt, als die Vorgänge unsers Jahrhunderts uns und unsern Zeitverwandten mit voller Deutlichkeit in die Augen leuchten; unsre Enkel werden von denselben mit mehrerer Richtigkeit zu sprechen wissen, als wir, die wir das, was zu unserer Voreltern Zeiten geschah, aus der Ferne besser beurtheilen, als diese zu thun vermochten.

Agnes, die die größte Zeit ihres Lebens, in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatte, war natürlicher Weise mit dem, was ausser ihrem Vaterlande vorging, noch unbekanntr als andere, sie konnte also ihr Nein

mit der vollen Wahrheit, welche jedes von ihr gesagte Wort auszuzeichnen pflegte wiederholen; sie hofte es sollte eine nähere Erklärung von ihrem geheimnißvollen Liebhaber nach sich ziehen.

Die deutliche Nennung weniger Namen würde hinlänglich gewesen seyn, ihr die Augen über Dinge zu öfnen, von welchen das Gerücht damals viel sprach, aber diese erfolgte nicht, und Agnesens Unwissenheit gab dem Herzoge nnr Gelegenheit, sich in noch glänzendere Wolken zu hüllen, welche die unschuldige Gräfin in dem Grade verblendeten, wie sie der Mann, den sie vor sich hatte, gern verblendet sehen wollte.

Alle Zweifel, die ihrem zarten Gefühl für Ehre und strenge Moralität, bey der angehörten Geschichte entgegen gekommen waren, wurden durch die hinreissende Beredsamkeit des Auslegers getilgt. Ihr Herz floß von Mitleid, Zuneigung, selbst einer Art von Bewunderung gegen den Helden des Romans über, der Theil seiner Geschichte, der noch in einer Art von Dunkelheit lag, vermehrte das Interesse derselben, wie uns dann immer das am meisten bezaubert, was wir nicht ganz übersehen können. Jede Entwickelung noch übriger Bedenklichkeiten, jede Ersetzung des Mangelhaften, das wir noch hier und da erblicken, jeden vermehrten Reiz, den wir etwa noch wünschen möchten, setzen wir in jene dunkle

Gegend, und erwarten volle Befriedigung, wenn diese einmal hell werden sollte.

Agnesens Liebhaber wußte ihr Herz noch von einer andern Seite fest zu halten, er zeigte sich itzt in der Gestalt eines Unglücklichen, die jeder Seele, welche der ihrigen gleich fühlt, weit interessanter ist, als der Schimmer von Glück und Größe. Er appellirte an ihre Großmuth, gab ihre Treue und Beständigkeit als das höchste Gut an, das ihm noch übrig sey, und nach dessen Verlust er sich an dem Rande der Verzweiflung sehen würde. Er schmeichelte zugleich mit unter ihrer Eitelkeit, und brachte sie dadurch ziemlich dahin, wo er sie haben wollte. Alle nachtheilige Eindrücke waren verschwunden, der Wunsch, ihm so viel erlittene Leiden vergessen machen zu können, wurde laut geäußert, und mit dem wiederholten Geständnisse, daß man nichts als Freundschaft für ihn übrig habe, verband sich das Versprechen, ihm diese zu leisten, so lange er derjenige blieb, für welchen man jetzt ihn zu halten geneigt sey.

Er hätte mehr gewünscht, aber Agnes hatte bey aller ihrer frommen Einfalt etwas Ehrfurcht gebietendes, wie hätte er es wagen sollen, seine Zweifel zu äußern, ob der alte Graf immer seine Vorliebe für ihn beybehalten würde, wie hätte er sich zu der Frage erkühnen sollen, ob auf dem Fall, daß dieser seine Meynung von ihm

ändere, auf dem Fall, daß hier Stürme wider ihn losbrächen, die er schon von Ferne drohen sah, Agnes Muth und Zuneigung genug haben würde, ihm heimlich aus dem Schooß ihrer Familie zu folgen? Mit einer solchen Frage, deren Beantwortung er voraussehen konnte, hätte er die unschuldige Seele auf einmal geschreckt, und sich alle Möglichkeit zu Ausführung der Plane benommen, die er auf den ärgsten Fall zu Befriedigung der rasenden Leidenschaft, mit welcher er die Gräfin verfolgte, im Stillen zu bilden begann.

Die einige Bitte, welche er zu thun wagte, und die ihm ohne Bedenken verwilligt ward, war Verschwiegenheit. Es schmeichelte Agnesens Eitelkeit, von welcher sie, wie der Leser bemerkt haben wird, einen guten Antheil besaß, von den Geheimnissen dieses großen interessanten Mannes mehr zu wissen, als jeder andre, es that ihrem Herzen wohl, sich des Vertrauens, dessen sie gewürdiget ward, würdig zu erzeigen, und sie schwur feyerlich, was ihr Freund feyerlich beschworen haben wollte.

Agnes hofte diese Nacht ruhiger zu schlafen, als die vorige, weil Zweifel von ihrem Herzen gewälzt waren, die demselben wehe thaten, aber

was hatte sie durch die Auflösung derselben gewonnen? Nichts, als die Gewisheit, daß sie nun weder Recht noch Vorwand übrig habe, ihre Hand demjenigen zu entziehen, den man ihr zum Gemahl bestimmte; ein Gedanke, der ihr mit Centnerschwere aufs Herz fiel, und jede Hofnung auf Ruhe vernichtete, mit welcher sie sich geschmeichelt hatte. Die unglückliche Gräfin, sie wußte im Grunde selbst nicht, was sie wollte. Gebharden wollte, und mußte sie vergessen, die Hofnung auf das Kloster mußte sie aufgeben, ihren sogenannten Freund wünschte sie glücklich zu machen, und gleichwohl befiel sie ein Schauer, wenn sie sich als seine Gemahlin dachte, und alle ihre Wünsche strebten von neuem nach dem Geständniß hin, wovon Sidoniens Prophezeihnngen ihr sagten, sie müsse sich ihrer begeben.

Ihre Angst ward vermehrt, als ihr am folgenden Tage von ihrem Oheim angedeutet ward, sie müsse sich bequemen, dem Herzog eilig und in der Stille die Hand zu geben; dieser räthselhafte Mann, der nicht wußte, wie hoch die Verschwiegenheit derjenigen zu schätzen war, der er einen Theil seiner Geschichte entdeckt hatte, glaubte sich nach dieser Entdeckung der Enthüllung all seiner Geheimniß nahe. Er hatte Ursach zu glauben, der alte Graf von Mannsfeld werde bey dem geringsten Schimmer von Licht

tiefer forschen, als seine unschuldige Nichte, und da ihm überdem noch andere Stürme drohten, so mußte er besorgen all seine Hofnungen auf den Besitz des schönsten Mädchens ihrer Zeit zu verlieren, wenn er sich desselben nicht schleunig versicherte; daher seine dringenden Bitten, um die Vollziehung der Verbindung mit Agnes, und daher die Weisung, die sie von ihrem Oheim erhielt, sich auf den andern Tag geschickt zu machen ihrem Verlobten die Hand vor dem Altar zu geben.

Agnes fand sich nach einem durchweinten, und unter tausend widersprechenden Gefühlen durchkämpften Tage zur Nachtruhe, so wenig geneigt als gestern und ehegestern; sie mochte auf dem Lager das nicht suchen, was sie daselbst nicht zu finden hoffen konnte, sondern beschloß ausser dem Bette zu bleiben, und die nächtliche Stille zu einem Briefe an Sidonien zu nützen. Sie fand diesen Brief nöthig, da sie nach der traurigen Ceremonie, die ihr auf morgen bevorstand, nichts vor sich sah, als daß sie ihrem Gemahl nach seinem Vaterlande werde folgen müssen, ohne vielleicht je Gelegenheit zu haben, ihrer Freundin von sich einige Nachricht zu geben.

Sie setzte sich zu schreiben, aber wovon sollte ihr Brief handeln? Ihr Herz floß von Gefühlen, von kummervollen Gedanken über, die sie

gern in einen freundschaftlichen Busen ausgeschüttet hätte, aber alles, was sie am meisten beunruhigte, betraf Dinge, die sie zu verschweigen geschworen hatte. Sie schüttete Klagen im Allgemeinen auf das Papier, sprach von ihrer nahen Vermählung, von Trennung und ungewissem Schiksal, weinte dazwischen, und, verlor sich oft so in Gedanken, daß sie wie halb ausser sich dasaß, das Geschäft, das sie vor sich hatte, ganz vergaß, und nicht einmal gewahr ward, wie die Kerzen, die ihr Zimmer erleuchteten, nach einander ausgiengen, und die trübe Morgendämmerung durch die Fenster herein brach.

Aus ihrer Träumerey ward sie auf einmal durch ein Geräusch, das die horchende Stille unterbrach, aufgeschrekt. Es rauschte etwas an der Seitenthür; sie öfnete sich, eine weiße Gestalt gleitete durch das Zimmer, und blieb ihr gegenüber in einiger Entfernung stehen.

Wer bist du? rief Agnes, die sich, nicht ganz frey von Gespensterfurcht, zitternd ein wenig von ihrem Sitze erhob, und nicht wußte, ob sie bleiben oder fliehen sollte.

Wer ich bin? antwortete eine weibliche Stimme. Ich gebe dir diese Frage zurück: bist du Agnes von Mannsfeld, die Braut des Herzogs der orkadischen Inseln?

Die bin ich!

Hüte dich etwas mehr zu werden, ich bin seine Gemahlin! — Wie? du zitterst? ist dirs verborgen, daß er dir kein freyes Herz zu schenken hatte?

Ehebündnisse können gelößt werden, wenn Untreue dazu Ursach giebt.

Untreu? Ja wohl die schwärzeste Untreue von seiner Seite, ich bin Johanne Gordon, die er um Marien verließ. Marien schützt nicht ihr Unglük, nicht ihr königlicher Stand, daß er sie nicht der Leidenschaft für dich aufopfern sollte.

Königlicher Stand? — Von wem sprecht ihr?

Von Marien, Königin von Schottland, und Lord James Bothwell, ihrem Verführer.

Bothwell? wie kommt der verruchte Bothwell, der Mörder seines Königs, hieher?

Kennst du den nicht, mit welchem du im Begriff bist, dich auf ewig zu verbinden?

Der Herzog? Bothwell?

Agnes? ich könnte dich hassen um der Reitze willen, die mir zum zweyten mahl das Herz meines Gemahls raubten, aber deine Unwissenheit erregt mein Mitleiden. Gestern, als ich ihn so mit meiner Erscheinung erschrekte, wie ich dich erschrekt habe, rühmte er sich dir alles entdekt zu haben — —

Er hat, er hat mir viel entdekt, aber dieses nicht! Nein, der Herzog ist nicht jener Mörder, zu dem du ihn machst! etwas ähnliches kommt

in seiner Geschichte vor, aber er ist unschuldig, seinen Nebenbuhler tödtete das Feuer des Himmels —

Das Feuer des Himmels? — O des Gedichts! Das Feuer brach aus den unterirrdischen Schlünden hervor, in welche er es verborgen hatte, damit die Wunden des ermordeten Königs nicht wider ihn zeugen, damit der Name Meuchelmörder ihn nicht um den Genuß der Liebe in den Armen einer leichtsinnigen Königin betrügen möchte!

Königin? — Ihr beharrt dabey? — O ich bitte euch, sagt, ob ich dieser schrecklichen Entwickelung all meiner Zweifel trauen kann?

Du kannst, ich schwöre dirs bey dem heiligsten was ich zu nennen weiß!

Gott! Gott! — aber wie soll ich mich seinen Armen entreissen?

Entdecke ihn denen, welche über dich zu gebieten haben!

Kann ich dieses? versiegelte er nicht meine Lippen mit den heiligsten Eiden?

So fliehe!

Wohin? auf was für Art?

Fliehe mit mir! Zufrieden den Verbrecher, an welchem ich längst kein Theil mehr zu haben wünschte, ein wenig erschüttert, zufrieden noch einigen andern ausser dir, über ihn die Augen geöfnet zu haben, verlasse ich dieses Land, und

willst du mich begleiten, so bringe ich dich an jeden Ort den du wählen wirst. Mir wird es Trost seyn, eine Unschuldige gerettet, und süße Rache, jenem Elenden ein Opfer seiner Bosheit entführt zu haben. — Du zögerst? — Eile, Eile! hier keine weiten Rücksichten! der Tag bricht an! wir werden verrathen! Willst du gerettet seyn, so folge, wo nicht, so bleib, um, es sey, auf welche Art es wolle, in die Hände deines Verfolgers zu fallen, und in den nächsten Monaten die Zahl seiner Verlassenen zu vermehren.

In seine Hände fallen? Gott in seine Hände fallen? wie meynt ihr das? rief Agnes mit gerungenen Händen, ich denke, wenn ich meinem Oheim entdecke, was ich jetzt aus Eurem Munde erfuhr — —

Thörin! — Er wird Mittel wissen, dich all deinen Beschützern zum Trotz in seine Gewalt zu bekommen! — Ist dir gewisse Rettung lieb, so folge mir; jetzt in diesem einigen Augenblik ist sie noch möglich.

Lady Gordon öfnete bey diesen Worten die Thür, und trat hinaus. Agnes halb ausser sich, folgte ihr mit zitternden Schritten, sie zögerte unterweges, aber ihre Führerin strekte die Hand nach ihr aus, und zog sie halb mit Gewalt mit sich fort, durch den Garten nach einer Thür,

durch welche sie sich herein geschlichen hatte, und wo ein Wagen mit einigen Bedienten auf sie wartete, der sie und ihre schöne Beute aufnahm, und wie im Fluge davon führte.

Alles was die Engländerin gethan hatte, hatte Rache zum Grunde. Rache hatte sie aus ihrem Vaterlande herüber gebracht, einen Mann zu verfolgen, der, so lange er unter dem Schutz der Königin lebte, für ihre Rache zu hoch war, und den sie nun, da das Unglük von allen Seiten über ihn herein brach, erst zu erreichen hoffen konnte. Bey der Flucht aus seinem Vaterlande, war sie immer wie ein Rachgeist hinter ihm, gewesen, nicht sein Tod war es, was sie suchte, nur die weit quälendere Vernichtung all seiner Anschläge.

Die Schiffmacht, deren er sich gegen die leichtgläubige Agnes rühmte, einige Galeeren, mit denen er einige Zeit lang das Handwerk eines Seeräubers getrieben hatte, gerieth an den norwegischen Küsten in die Gewalt seiner Verfolger, und er ward ihr Gefangener. Hier hatte Lady Johanne Gordon, auf einige Zeit, die Spur des Unglüklichen, den sie verfolgte,

verloren, bis sie zuverläßige Nachricht erhielt, er sey seinen Fängern entkommen, und lebe unter erdichtetem Namen, bald an diesem bald an jenem Hofe. Zu Presburg hatte sie ihn getroffen, und war ihm nach Wien nachgereist. Fast unglaublich war es ihr, wie er hier vor den Augen des englischen Gesandten unentdekt bleiben konnte, allein die Königin Elisabeth hatte nicht überall treue Diener, und Lord Bothwell fand nicht überall die erbitterten Feinde, die seinen Untergang suchten. Lady Gordon öfnete denen, die nicht sehen wollten, mit Gewalt die Augen, erschien hierauf ihrem ehemahligen Gemahl, und rührte, wie sie gewohnt war, mit Flammenworten sein Gewissen, und flog denn zu Agnes, um hier das nehmliche zu thun. Dolche waren schon bereit, sich an der verführerischen Schönheit zu rächen, hätte sie sie mit Bothwells Liebe einverstanden gefunden, aber ihre Unschuld entwafnete sie, und die fromme Leichtgläubigkeit, die aus jedem Worte der jungen Gräfin sprach, gab ihr, indem sie mit ihr redete, Plane zu noch ausgesuchterer Rache in den Sinn.

Bothwell sollte das Unglük, das sie ihnen bereitet hatte, bey Tropfen schmeken. Der englische Gesandte, vielleicht um ihm Zeit zur Flucht zu lassen, hatte seine Verhaftnehmung erst auf

den dritten Tag bestimmt; damit der dazwischen liegende Zeitraum an Kränkungen nicht leer wär, beschloß jene Rachgöttin, er sollte an demselben seine Braut vergebens am Altar erwarten, ihre Flucht vernehmen, und durch das Schrecken über diesen Streich unfähig gemacht werden, dem nächstfolgenden auszuweichen.

Ihre Rache glückte, aber doch nur halb. Das schwerere Theil derselben, die Verzweiflung, das Mädchen, das er anbetete, aus den Armen gerissen zu sehen fiel des andren Tages, da Agnes in dem Hause ihres Oheims vermißt ward, mit all ihrer fürchterlichen Macht auf Bothwell, aber sie machte ihn nicht unfähig, dem zweyten Schlag, den er hier vermuthen konnte, aus dem Wege zu gehn. Die Entführung der jungen Gräfin, bey welcher er die Hand seines eifersüchtigen Weibes nicht verkennen konnte, machte ihn aufmerksam. Lady Gordon, hatte sich ihm gestern mit aller quälenden Beredsamkeit eines beleidigten Weibes gezeigt; er hatte die Vorwürfe, die Drohungen aus ihrem Munde gehört, die sie überall, wo sie ihn ereilen konnte, über ihn auszuschütten gewohnt war; er wußte, daß diese Erscheinung allemal für ihn Vorbote eines nahen Sturms war; er konnte denken, daß ihn des nächsten Tages hier jedermann, unter dem verhaßten Namen des Grafen Bothwell kennen würde; daß der englische

Minister gezwungen, die Augen über ihn würde öfnen müssen, und er hielt Flucht für das Beste.

Unter dem Vorwande, seiner geraubten Braut nachzuweilen, trennte er sich von dem alten Grafen von Mannsfeld, der ihn mit Thränen eines Vaters von sich ließ. Ach er wußte nicht, wie bald er die günstigen Vorurtheile für einen glänzenden Verräther würde zurücknehmen müssen, und dieser hatte nicht Unverschämtheit genug, sich dem ehrwürdigen Greise, als der bekannt zu machen der er war. Bothwell war noch nicht verworfen genug, um hier gar nichts zu fühlen. Seine Thränen flossen an dem Halse des alten Grafen, der ihn tausendmal seinen Sohn nannte, und die Zeit glücklicher Wiederkunft herbeywünschte; Thränen reuiger Wehmuth, den Namen nicht zu verdienen, der ihm hier gegeben ward! — O hätten geschehene Dinge ungeschehen gemacht, hätten die Zeiten zurück gebracht werden können, da Bothwell weder Johanne Gordon noch *) Marien kannte, wäre er wieder der schuldloße tugendhafte Mann gewesen, der er damals seyn mochte, ehe sträfliche

*) Es ist unmöglich, die hier eingewebten Geschichten anders als mit Voraussetzung zu erwehnen, daß sie jedem bekannt sind. Das vornehmste davon ist in Buchanan und Richardsons Geschichte von Schottland zu finden.

Liebe ihn zum Verbrecher machte, als der Sohn eines Mannes wie Mannsfeld, in den Armen eines Weibes wie Agnes hätte er geglaubt, tugendhaft, und ohne Rücksicht auf Macht und Größe glücklich seyn und bleiben zu können.

Dieß ist der Wahn jedes Lasterhaften, wenn er den guten Weg, den er hätte gehen können, von fern erblikt. Er flucht auf das Schicksal, das ihn, wie er lästert, in Verhältnisse setzte, wo er unvermeidlich elend werden mußte. Er versucht in Gegenden, wo man ihn ncht kennt, seine Verbrechen durch geänderte Lebensart zu tilgen, die Rache eilt ihm nach und vereitelt seine Plane. Er mag nun nichts mehr von Rückkehr zur Tugend wissen, weil ihm ihre Maske, in der er sich eine Zeitlang wohl gefiel, entrissen wurde; er giebt alles auf, und beginnt von neuem den Weg zum Abgrund, von welchem er sich durch einen Schimmer von Glück und Tugend getäuscht, auf Augenblicke entfernte.

Eine große Frage ists, ob ein Mann, wie dieser, wenn Plane ihm glückten, wie diejenigen, welche hier zernichtet wurden, auf dem bessern Wege bleiben, oder zu gewohnten Vergehungen zurückkehren würde; wir wissen sie nicht zu beantworten, und kehren zu Agnes zurück.

Während der unglückliche Bothwell eine Zeitlang der Spur seiner geraubten Geliebten folgte, und denn die Hoffnung auf ihre Wiedererlangung der Sorge für eigene Sicherheit aufopferte, während man in Wien, da der Verhaftsbefehl wider ihn nicht länger aufgehalten werden konnte, die Augen über den bisher durchgängig bewunderten Fremden aufthat, setzte sie nebst ihrer Gefährtin ihren Weg ununterbrochen nach der Gegend fort, die sie sich zu ihrer Sicherheit gewählt hatte.

Lady Gordon schlug ihr vor, sie nach England zu begleiten, und versprach ihr eine Stelle in dem Frauenzimmer der Königin Elisabeth, wo sie selbst sich engagirt hatte; aber Agnes wünschte nichts als das Kloster. Nur gezwungen hatte sie diesen Wunsch bisher um eines Mannes willen aufgeben müssen, für den sie nie etwas anders gefühlt hatte, als Mitleid und Frenndschaft; jetzt da Johannens Unterhaltungen sie diesen Mann verabscheuen lehrten, jetzt da mit Gebhards mühsam unterdrückten Andenken, auch die Ueberzeugung zurückkehrte, daß dieser auf ewig für sie verloren sey, daß die weiteste Entfernung von ihm immer die beste seyn würde, jetzt ward ihr Entschluß fest, sich an den Ort zu verfügen, den sie vor allen andern zu Erreichung ihrer Entzwecke am geschicktesten hielt.

Sie hatte zu Preßburg eine ungarische Dame kennen gelernt, welche nebst ihrer Tochter, einer jungen sehr unglücklichen Witwe auf dem Wege war, in ein Kloster ihres Vaterlandes zu gehen, und daselbst durch Andacht, das Gefühl unheilbarer Schmerzen zu lindern. Auch Agnes litt jetzt an unheilbaren Wunden, ihr Glaube an Menschentugend war verletzt, weil der bewunderte Herzog der orkadischen Inseln, den sie ihrer Freundschaft gewürdiget hatte, ein Böswicht war. Ihr Glaube an Menschenglück war dahin, sie selbst war sich ein Beyspiel, wie wenig Tugend von irrdischen Freuden zu hoffen hat; bey solchen Gefühlen seufzte sie da zu seyn, wo jene Leidenden Trost suchten, die Einrichtung des ungarischen Klosters, die sie von ihnen erfahren hatte, baßte zu ihren Wünschen, die Aufnahme in dasselbe war etwas kostbar, aber ein Diamant von großem Werth, ein Geschenk des Kaisers, daß sie bey ihrer unvorhergesehenen Entweichung von ungefähr am Finger trug, hob diesen Zweifel, und machte sie entschlossen, keinen andern Aufenthalt zu wählen, als den, der sie weit genug von dem Schauplatz verdrüßlicher Abentheuer weit genug von Gebhard, Sidonien und dem Haus ihrer Verwandten entfernte.

Sie glaubte ihren guten Ruf durch die letzte Begebenheit verletzt, und sie irrte nicht ganz.

Ihre Entweichung ward sehr verschieden gedeutet, nur ihr Oheim und dessen edle Gemahlin beurtheilten dieselbe richtig, aber ohne ihre Ueberzeugung der grossen Welt mittheilen zu können, die sich freute an einer so ausserordentlichen Person, wie die bewunderte Gräfin von Mannsfeld, Flecken gefunden zu haben, und ungern etwas von ihrer Entschuldigung hören wollte.

Indessen Agnesens ehrwürdige Verwandten durch den angefangenen Brief an Sidonien, den man auf ihrem Schreibpult mitten in einem Worte abgebrochen liegen fand, überführt wurden, daß hier Gewaltsamkeit oder irgend ein unvorhergesehener Zufall zum Grunde liegen müsse, indessen sie aus allen Umständen sahen, daß der nun entlarvte Graf Bothwell hieran keinen Theil haben könne, flüsterten sich Agnesens Feindinnen ins Ohr, eben dieser Bothwell, eine Eroberung, die man ihr noch vor kurzem beneidete, sey ihr Entführer, und sie theilte vielleicht willig das Schicksal des Vertriebenen, den man nun so sehr herabwürdigte, als man ihn vorher in thörigter Verblendung erhoben hatte.

Was die Welt von Bothwell sagte, hörte Agnes täglich aus Johannens Munde. Ists möglich Verbrechen wie die Seinigen, noch schwärzer zu schildern, als sie würklich sind, so

vermochte dieses der Mund seines rächsüchtigen Weibes, die in der Schule der Rache, Italien erzogen, nur zur Hälfte eine edle Brittannierin, alles Gift über seine Handlungen ausströmte, das aus dem Pful der Hölle hervorquellen mag.

Die unschuldige Agnes weinte, die Menschheit so herabgewürdigt zu sehen. Lady Gordons Erzählungen beleidigten ihr Ohr, und sie trennte sich an der Pforte des nun erreichten Klosters von ihr, ohne eben den Wunsch zu hegen sie jemals wieder zu sehen.

Hier war es, wo neue Auftritte ihrer harrten, die wir, von entfernter liegenden Begebenheiten ihres verhängnißvollen Lebens angezogen, dem Leser, so viel als möglich ins Kurze gebracht, liefern müssen.

Agnes fand in den heiligen Mauern die Gräfin Palfy und ihre Tochter, (die beyden Damen, deren wir im Vorhergehenden gedachten), fand in ihrem Umgang den Trost, den eine verwundete Seele immer bey denen findet, welchen ihre geheimen Schmerzen ganz unbekannt sind, in deren Armen sie sich dem Schlummer der Vergessenheit ganz überlassen kann. Dies alles fand sie in ihrem Kloster, aber Sicherheit von neuen Tücken des Schicksals fand sie nicht.

Wir haben im vorhergehenden des Fürsten Bathori gedacht, der dem Leser als der Dritte von Marianus astrologischen Schülern noch vielleicht im Gedächtniß seyn wird, und es kommt die Zeit, da sich seine Geschichte wieder ein wenig mit der unsrigen verflicht.

Dieser Prinz durch Temprament und eingesogene schwärmerische Grundsätze, ein hartnäckiger Feind seines eigenen Glücks, war jetzt bereits dahin gekommen, daß er nicht mehr wußte, wo er Befriedigung seiner durch mancherley Träume, unablässig hin und hergeworfenen Seele finden sollte. Wie viel hatte er schon durch Argwohn, Wankelmuth und Voreiligkeit verloren! Er konnte jetzt eine Krone tragen, konnte der Gemahl einer der schönsten Prinzeßinnen ihrer Zeit, der Prinzeßin Margaretha von Pohlen seyn, wenn er den Lauf seines Schicksals so ruhig folgte, als andere Sterbliche ihm zu folgen pflegen. Er störte das Glück, das ihm der Himmel beschieden hatte, durch abergläubische Grillen, und verkannte die Stimme des Warners, den ihn der Weise zugesellt hatte ganz und gar.

Dies war vorüber, und konnte vergessen werden. Noch war er Fürst von Siebenbürgen, noch war der Kaiser sein Freund und sein Schutzherr, noch blühten für ihn die schönen Töchter seines Vaterlandes, und er konnte durch die Ver-

bindung mit einer vornehmen Transsilvanierin, sein Ansehen und seine Macht unerschütterlich befestigen. Auch diese Vortheile verkannte er. Sein Fürstenthum war für seine unersättlichen Wünsche zu klein. Dem Türken war nach seinem Wahn ehe zu trauen als dem Kaiser, und er verließ diesen, um sich mit jenem zu verbinden. In Ansehung der Liebe, hatte er noch besondere Grundsätze. Jedes Herz, dessen Erlangung ihm das Schiksal auf leichten Wegen zeigte, war, so meynte er, seiner unwerth, und die Sterne mußten sich selbst in die Wahl einer Gemahlin des Fürsten von Siebenbürgen mischen, wenn er durch sie glüklich zu werden hoffen sollte.

Bathori war nicht so wie andere Menschen, welche den Flecken ihres Charakters, den ein jeder hat, kennen und zu bergen wissen; er trug den seinigen zur Schau, und nicht so bald war es ruchbar in seinen Landen, welches die schwache Seite des Fürsten war, als sich von allen Seiten Betrüger einfanden, derselben auf seine Kosten zu schmeicheln. Astrologen, Alchymisten, Zauberer und Schwärmer erfüllten seinen Hof, einer wußte ihn immer besser zu täuschen als der andere, und er war nach der Reihe der Betrogene von allen.

Dermalen führte ein Sterndeuter das grosse Wort, der, weil er sich für einen Schüler des grossen Marianus Schott ausgab, und durch

Bilder aus den schönsten Jahren des Fürsten, aus den Lehrjahren im spanischen Augustinerkloster herbeygeholt, seiner Phantasie lieblich zu schmeicheln wußte, Hofnung hatte, die Epoche seines Glüks weiter auszudehnen als alle seine Brüder. Sein Kunstgriff war, den Fürsten immerdar in überirrdischen Ideenwelten zu erhalten, und ihm dadurch Beschäftigung, so wie sich Muse genug zu verschaffen, danieden ungehindert und ungestraft zu schalten wie es ihm recht däuchte. Während Bathori sich mit den Sternen besprach, übte der Astrolog, und durch seine Nachsicht die übrigen Meister der geheimen Wissenschaften, ihre Künste weit glüklicher als unter den Augen des Fürsten, und besonders die Alchymisten machten eine so verwundernswürdige Menge Gold zu eigenem Gebrauch, als er, ein besonderer Liebhaber dieser Kunst, nie in ihren Schmelztiegeln hatte finden können.

Die himmlischen Regionen gaben dem verblendeten Fürsten indessen nicht allemal Unterhaltung genug, daß nicht zuweilen zu ungelegner Zeit einer seiner Blicke auf die Erde hätte fallen sollen; welche Einbildungskraft, sie sey auch noch so feurig, kann sich immer in gleichem Fluge erhalten? Bathoris Diener sannen drauf, ihrem Herrn auch in den Stunden geistlicher Ermattung Zeitvertreib zu schaffen, und der Astrolog, unter allen der weiseste, fiel auf

die Liebe. Er kannte das Temprament seines Fürsten hinlänglich, um von ihm, der nie ernstlich geliebt hatte, Wunder zu erwarten, wenn einst ein Gegenstand, der seiner schwärmenden Phantasie auf alle Art schmeichelte, Eingang zu seinem Herzen finden sollte. Aber hierzu ward viel erfordert; nicht nur Schönheit der Person, sondern auch ein Zusammenfluß von romanhaften Umständen, beym ersten Anblik so wohl, als bey der Erlangung ihres Besitzes, die dem Ganzen das Ansehn eines überirrdischen Abentheuers gaben.

Der Astrolog machte Plane, alles zu bewürken, was ihm nöthig dünkte, und dabey noch einige Nebenabsichten auszuführen, die ihm von Personen, in deren heimlichen Sold er stand, nachdrüklich waren empfohlen worden. Der Fürst von Siebenbürgen lebt, wie wir schon vorher gedacht haben, in genauem Schutz und Trutzbündniß mit Sultan Mahomed, der diese Verbindung um so viel lieber annahm, weil er von ihr Gelegenheit hofte, mit den übrigen europäischen Mächten seinen Feinden anzubinden. Eine solche Gelegenheit herbeyzuführen, hatte Sultan Mahomeds Söldner, der Astrolog, lang vergeblich gestrebt, jetzt glaubte er sie gefunden zu haben, und er eilte, sie in seinen Plan zu benutzen.

Dicht an den Gränzen von Siebenbürgen lag

ein ungarisches Frauenkloster, das, nach der Berechnung des Astrologen, viel Schönheiten enthalten mußte. Durch den Anblik einer derselben Bathoris Herz zu rühren, war sein Anschlag. Liebe mußte Wunsch des Besitzes nach sich ziehen, Erschwerung desselben erzeugte verneuten Eifer, oder vielmehr, in einem Gemüth wie des Fürsten, Wuth sich das Verlangte zu erringen. Raub an einem Kloster begangen konnte ihm wenig Bedenken machen, denn Bathoris Religiosität ging eben nicht bis zum Uebermaß. Das Kloster lag auf fremden Grund und Boden, die Rechte seines eigenen Landes wurden durch Entweihung desselben nicht gekränkt, aber die durch diese That gereizten Ungarn konnten Unruhen erregen, welche dem Fürsten Gegenwehr abnöthigten, dem Sultan Gelegenheit gaben, seinen Bundsverwandten beyzustehen, und dem Waffenstillstand mit den Christen ein Ende zu machen, der ohnedem bald verlaufen war, und welchen am ersten zu brechen, er vor Verlangen brannte.

Der Plan war da, und seine Ausführung war bey dem Astrologen nicht in ungeschikten Händen. Die Sitten des ungarischen Klosters, auf welches er sein Augenmerk gerichtet hatte, waren nicht allzustreng, ein frommer Mahler, welcher schöne Gesichtszüge kopirte, um Heiligenbilder damit auszuschmücken, fand leicht Zutritt.

Keine der Ordensdamen war, die sich nicht gern unter dem Namen einer Madonne, oder einer heiligen Katharina von Siena in einem Betzimmer adorirt gesehen hätte. — So gewann der Abgeschikte des Astrologen eine große Sammlung mittelmäßiger und einiger schönen Gesichter, bey welcher doch noch die beyden schönsten fehlten.

Das Kloster, in welchem er arbeitete, war das nehmliche, welches der Gräfin Palfy nebst ihrer schönen Tochter, und unserer Agnes zur Zuflucht diente; noch hatte er die beyden jungen Damen nicht gesehen, aber ein Zufall brachte sie vor sein Gesicht, und zeigte ihm in ihnen, was er bisher noch hier vergebens gesucht hatte, Reize, welche das Herz des Fürsten unmöglich verfehlen konnten.

Die Klosterfrauen hatten ein Auge auf die alte Gräfin Palfy geworfen; sie war fromm, sanft, gutmüthig, reich und von einem großen Geschlecht, nach dem Ableben ihrer hochbejahrten immer schwächer werdenden Aebtißin, konnte niemand die erledigte Stelle besser ersetzen als sie. Wünsche dieser Art jetzt schon deutlich zu äussern, würde unzeitig und beleidigend gewesen seyn, aber ihr vorläufig durch einen Beweis vorzüglicher Achtung ein Kompliment zu machen war erlaubt, und konnte gute Folgen haben. Die klügste und vornehmste unter der Schwe-

sterschaft that den Vorschlag, der Konvent willigte ein, und der Mahler ward gedungen, die Apotheose der heiligen Eulalia zu fertigen, einer Dame, welche, als sie zu der himmlischen Glorie gelangte, ohngefähr in den Jahren der Gräfin Palfy gewesen seyn mochte, und zu deren Bilde sie also füglich sitzen konnte.

Die Gräfin lächelte ein wenig zu dem Opfer, das man ihrer Eitelkeit brachte, der Mahler ward zugelassen, und es traf sich einmal von ungefähr, daß er die beyden jungen Gräfinnen im Kabinet der künftigen Aebtißin fand. Er erstaunte über den Anblik so vieler Reize, er glaubte nichts ausgerichtet zu haben, wenn er nicht auch diese beyden himmlischen Gesichter mit aus dem Kloster brächte. Nicht arm an Einfällen und erfahrner in der Heiligengeschichte als wir, erwies er den Nonnen, St. Eulalia habe zwo Töchter gehabt, die an ihrer Seite nicht fehlen dürften, wenn das Bild vollkommen werden sollte. Agnes und ihre Freundin, die weit weniger begierig waren, sich durch den Pinsel eines Mahlers verewigt zu sehn, als die Klosterschönheiten, bequemten sich erst nach vielen Bitten zu dem, was man von ihnen forderte, und würden es gar nicht gewährt haben, hätten sie ahnden können, wie viel Verdruß die Kopie von ihren Reizen, die der arglistige Künstler

mit aus dem Kloster brachte, der einen von ihnen zuziehen würde.

Der Astrolog erstaunte, als er das Bild der schönen Töchter St. Eulaliens erblikte, nie hatte er die ganze Fülle weiblicher Reize so gleich in zwo verschiedenen Gestalten gesehen, als hier. Ward Barthori hier nicht besiegt, so war sein Herz ein Demant; entweder die sanfte blauäugige Maria Palfy mußte ihn fangen, oder die hochgebildete Agnes mit dem Rabenhaar, und dem schwarzen feuervollen Auge, dessen Ausdruk durch die Sanftmuth der himmlischen Seele, welche aus denselben blikte, minder blendend, aber desto besiegender gemacht ward.

Es war sonderbar, daß dem Fürsten Bathori von diesem Augenblicke an die Gestalt der Töchter Eulaliens, die er sonst nie gesehen hatte, überall entgegen kam. Zuerst erblikte er sie in einem magischen Kristallspiegel, den der Astrolog von seinem Lehrer Marianus Schott erhalten haben wollte; denn sah er sie in unterschiedlichen Gesichten, und unzählige Träume gaukelten noch, was er wachend, und wahrscheinlich ohne Wunderwerk gesehen hatte. Immer entschied sein Herz für die majestätische Brünette. Der Astrolog und die Sterne wurden zu Vertrauten der neuen Liebe gemacht, und beyde sollen Rath geben, was in dieser Sache, die dem bezauberten Fürsten immer dringender ward, zu

thun sey; nur den Namen, nur den Aufenthalt seines schönen Traumbildes wollte Bathori wissen, von dem ihm der Astrolog aus den Sternen erwies, daß es das Bild einer jetzt lebenden, für seine Wünsche nicht unerreichbaren Person sey.

Den Namen der Gräfin von Mannsfeld wußte der Astrolog nicht, wie hätten ihn also die Sterne wissen sollen? desto deutlicher aber redeten sie von ihrem Aufenthalte, von undurchdringlichen Mauern, die sie verschlössen, von unübersteiglichen Hindernissen, die hier zu überwinden wären, und von zwanzig andern Dingen, welche das Verlangen des Fürsten aufs höchste spannten, und ihn zu allen bereit machten, was er zu Eroberung eines solchen Schatzes zu thun hatte.

Bathori war genug gereizt, um alles von ihm erwarten zu können. Die Sterne nannten — noch nie hatten sie so deutlich gesprochen — den Namen des Klosters, das die schöne Agnes einschloß. — Der Fürst befand sich in einem Taumel von Entzücken, der ihm alles unmögliche als möglich vorstellte. Der Astrolog warnte, aber, wie er wünschte, er ward diesmal nicht gehört, und schon der andre Tag sahe den verliebten Schwärmer an der Spitze von tausend Reisigen

den Zug wider das Kloster beginnen, wohin ihn die heilige Sternkunde wies.

Die Geschichte sagt nicht, auf was für Art der Fürst von Siebenbürgen sein Werk, die Eroberung der schönen Agnes, begann, ob durch gütliche Unterhandlung mit den Klosterfrauen, oder so, wie der Astrolog und Sultan Mahomed gewünscht haben würden, mit Gewalt; genug, Agnes ward aus den Armen ihrer Freundinnen gerissen, und sah sich auf einmal in der Gewalt eines Menschen, dessen Liebe Wuth, dessen Anbetung Raserey war.

Schlimmer hätte das Schicksal wohl nicht an ihr handeln können, als es hier dem Anscheine nach geschah, und doch ward das, was zu ihrem Unglük abzuzielen schien, Mittel, sie Auftriten entgegen zu führen, welche, wenn auch ihre Folgen gefährlich waren, sie doch auf einige Zeit glücklich machten.

Karl Truchseß, der treue Freund, der, nachdem er von Agnesens Liebe zurückgewiesen worden war, doch sein Auge nicht von ihr wenden konnte, für ihre Sicherheit zu wachen, er, der durch genaues Forschen belehrt, den ersten Schritt that, ihr den Grafen Bothwell verdächtig zu machen, er konnte bey ihrer nachmaligen Entweichung mit Lady Gordon nicht kaltblütig still sitzen. Er war der erste, der die Fußstapfen der Fliehenden aufsuchte und sie fand. Von einigen

erkundschafteten Umständen getäuscht, sah er in diesem plötzlichen Verschwinden der Gräfin von Mannsfeld nicht freywillige Flucht, nein, gewaltsame Entführung. Bothwells eifersüchtige Gemahlin, so viel brachte er am Ende deutlich heraus, war das Werkzeug derselben gewesen, sie hatte Agnesen in ein entlegenes Kloster gebracht, wo niemand ihrer Freunde sie suchen oder vermuthen konnte, und auf welches, so wähnte Karl, unmöglich ihre eigene Wahl gefallen seyn konnte. All dieses zusammen genommen stellte ihn seine Freundin als eine Bedrängte, von der Eifersucht zu ewigen Fesseln bestimmte, vor, und erregte in ihm den Entschluß, Blut und Leben zu ihrer Rettung zu wagen.

Seine Leute, von deren Treue er alles erwarten konnte, lagen schon seit drey Wochen in den benachbarten Gegenden des Klosters, zwischen Wäldern und Gebirgen verstekt, bereit, auf den ersten Wink ihres tapfern Anführers, alles zu wagen, was er zu Ausführung seiner Anschläge nöthig hielt. Karl war auf den ärgsten Fall zum äußersten entschlossen, doch wollte er anfangs behutsam gehen, wollt erst Erkundigungen von dem Innern des Klostees einziehen, und da er nun keinen so schlauen Diener in seinem Solde hatte, wie der Astrolog, so gieng dieses freylich ein wenig langsam.

Schon hatte er sich, da er mit seinen andern Anschlägen nicht von der Stelle kam zum gewaltsamen Angrif des Klosters entschlossen, als einer seiner Spionen, die unablässig die heiligen Mauern umschlichen, ihm athemlos die Nachricht brachte, eine Dame, an Gestalt der Gräfin von Mannsfeld nicht unähnlich, sey von einem Trupp Gewafneter diesen Morgen aus dem Kloster geführt worden. Karl fragte nach näheren Umständen, und er erfuhr die Zahl seiner Gegner, und den Weg, den sie wahrscheinlich nehmen würden; die erste schreckte ihn ein wenig: Tausend Mann waren Bathoris Begleiter, und er konnte ihnen nicht die Hälfte so viel entgegen setzen. — Doch der Weg in den Gebürgen war eng, List und gute Kenntniß der Gegend konnte hier vielleicht ausrichten, was Gewalt nicht vermochte. Doch auch diese Hofnung täuschte ihn; er lauerte mit seinen zusammengezogenen Leuten den ganzen Tag vergebens auf die schöne Beute, die hier vorüberziehen sollte, und kehrte am Abend voll Unmuth nach seiner Herberge, einer Felsenhöle, zurück, die er nun fürchtete, bald unverrichteter Sache verlassen zu müssen, weil der Endzweck seines Hierseins ihm immer mehr verrükt ward.

Fast hatte er seine dunkle Wohnung erreicht, als er aus dem Gebüsch drey Reuter sprengen sahe, die ihm verdächtig schienen. Er ließ sie

anhalten, und es ward zu scharfer Befragung geschritten. Was er von ihnen erfuhr, und was ihn, fast ohne Schwerdschlag, in den Besitz seiner Freundin Agnes setzte, war in wenig Worten ohngefähr das, was wir unsern Lesern jetzt etwas weitläuftiger melden müssen.

Bathori war in dem Besitz seiner Unbekannten, und hätte sie fast ohne Gefahr, nach seiner Residenz in Sicherheit bringen können, wär er nicht, zu ihrem Glück, durch seine abentheuerlichen Phantasien, abermals bewogen worden, den falschen Weg zu gehen, den er immer zu gehen pflegte.

Die Leser wissen aus der frühern Jugendgeschichte dieses Fürsten, daß er beym Abschied von Marianus Schott eine kleine Glocke zum Andenken erhielt, welche er niemals von sich ließ, und deren warnende Stimme er zu gewissen Zeiten hörte oder zu hören wähnte; dieser wahre oder eingebildete Laut, nur ihm allein hörbar, im Grunde vielleicht nichts als Erinnerung des warnenden Gewissens, ward immer von ihm misverstanden, und dahin gedeutet, wohin sie am wenigsten zielen konnte.

Ließ die geweihte Glocke sich würklich jetzt vor seinen Ohren hören, wie diejenigen, welche den Schwärmer kannten, aus seinem plötzlichen Erschrecken und aus der Todesblässe, die sein Gesicht bedeckte, abnehmen wollten, so glauben

wir sicherlich, daß sie von Agnesens guten Geist geläutet, und die Deutung ihrer Stimme ihrem Entführer ins Herz gegeben wurde, wenigstens nichts würksameres zur Rettung der Geraubten hätte sich denken lassen, als das, das Bathori jetzt würklich that.

Es schwebt Gefahr über mir, sagte er plötzlich zu denen, die ihm am nächsten ritten; sorgt, daß sich die Völker theilen, und in getrennten Haufen nach der Residenz ziehen, indeß ich nur von wenigen meiner Leute begleitet, die Dame zu mir nehme, und im Walde harre, bis günstigere Gestirne über mir aufgehen!

Der Einfall war in der That sonderbar, und ganz eines Schwärmers würdig, unter einer Begleitung von tausend Reisigen Gefahr besorgen, und sich zu mehrerer Sicherheit mit wenig Gewappneten im Walde verbergen. Bathoris Räthe, die es gut mit ihm meynten, sagten ihm hierüber, was zu sagen war, aber er blieb auf seiner Meynung, wie er pflegte. Der Wald war bis gegen Abend seine Freystatt vor einer Gefahr, die er nicht einmal kannte, und die, hätte sie ihn betroffen, für ihn sehr leicht würde zu überwinden gewesen seyn. Gegen die Nacht, als er eben den Aufgang günstiger Gestirne erwartete, sandte er drey seiner Reuter aus, die Sicherheit des Weges zu erkunden, diese fielen wie wir gesehen haben, in Karls Hände, wel-

cher sich eben mit zwanzig Mann seiner nächtlichen Behausung nahte. Bathoris Leute wurden unter Bedrohung des Todes scharf befragt, einer von ihnen verrieth die Anwesenheit seines Fürsten und der geraubten Dame, und — haben wir noch erst hinzuzusetzen, daß diese Entdeckung das Signal zu Agnesens Freyheit ward? — Er fand die Gräfin mit einer einigen ihrer Frauen, die man ihr verstattet hatte, aus dem Kloster mit sich zu nehmen, in der nehmlichen Höle, da er gewohnt war, sein Nachtlager zu nehmen, ihr Entführer hatte ihr erlaubt, sich vor dem Schnee, der diesen Tag sehr stark gefallen war, daselbst zu bergen, indeß er mit seinen Reisigen hier uud da im Gebüsch die Wache hielt.

Der Fürst ward Karls Gefangener, der, als er seinen Namen erfuhr, wohl sah, daß er eine so wichtige Beute, die ihm überdem ganz unnütz gewesen wäre, ohne seine und Agnesens Gefahr nicht würde behaupten können, und ihn frey ließ. Bathori ergab sich in den Verlust seiner geraubten Dame, wie er sich in alles zu ergeben pflegte, wo er Schiksals Hand zu sehen glaubte, und sagte bey sich selbst: Die Stimme seiner warnenden Glocke sey durch die Vorgänge des heutigen Tages abermals als untrüglich erwiesen worden.

So befand sich also Agnes, nach den heftigen Schrecken einer unvorhergesehenen Entführung auf einmal in den Händen desjenigen, den sie mit Recht ihren besten Freund nennen konnte. Mit Vergessenheit alles dessen, was steifer Wohlstand von einem befreyten Fräulein fordern mochte, folgte sie nur ihren dankbaren Gefühlen; sie schloß ihn in ihre Arme, benetzte seine Wangen mit Freudenthränen, nannte ihn ihren Retter, ihren Bruder, und zeigte dem entzückten Karl durch diese Benennungen, wie wenig er sich seines Glücks zu überheben hatte.

Agnes verlangte in ihr Kloster zurückgebracht zu werden, aber ihr Befreyer stellte ihr die Gefahr vor, die sie dort in der Nachbarschaft ihres Verfolgers zu besorgen haben würde, und überredete sie, in seiner Geleitschaft den Rückzug nach ihrem Vaterlande anzutreten.

In den damaligen Zeiten *) waren Begebenheiten von der Art, wie sie die Gräfin von Mannsfeld hier erfahren hatte, schon nicht mehr so etwas gewöhnliches, als wie in den frühern Jahrhunderten, und die einsame Reise einer Dame, an der Seite eines Ritters, pflegte oft üble Nachrede nach sich zu ziehen, aber Agnes fand Schutz gegen allen bösen Verdacht, in ihrem

*) 1572.

und Karls schuldlosen Herzen, auch hatte sie hier keine freye Wahl; sie mußte dem Rath ihres Retters folgen, oder in die Gefahr, welcher sie kaum entkommen war, zurückkehren. Einer von Karls Leuten brachte schriftliche Nachricht von ihrer Befreyung an die Gräfin Palfy, ihre Tochter und die Nonnen, nebst einem herzlichen Abschiedsgruß zurück, sie aber setzte ohne Säumen ihre Reise nach Teutschland an ihres Vetters Seite fort, und that erst spät die Frage, die wir dem Leser im nächsten Abschnitt melden wollen.

Ritter, sagte Agnes beym ersten Nachtlager, das sie in einem ungarischen Dorfe an der Donau nahmen, wo führt ihr mich hin?

Nach Teutschland, theure Gräfin.

Das weiß ich, aber welches wird dort mein Zufluchtsort seyn?

O daß Agnes mir verstattete, sie nach Wien, in das Haus ihres Oheims, zurückzuführen, und dort Bewerbungen um sie zu erneuern, welche ehemals zurückgewiesen wurden!

Karl, ihr wißt, daß mir der Graf von Mannsfeld sogar Euren Umgang untersagte, daß er mich nöthigte, euch, den ich so gern als meinen Freund, meinen nahen Verwandten um mich sahe, sein Haus zu verbieten.

Das that er, Dank sey es dem Verräther Bothwell! ! — Ich verzeihe ihm, denn jetzt sind ihm die Augen geöfnet. Graf Mannsfeld ist mein Freund, ich habe diesen Zug nicht ohne sein Vorwissen unternommen, jeden Schritt, den ich näher zu eurer Rettung that, habe ich ihm durch treue Boten überschrieben, und von ihm mehr als einmal die Versicherung erhalten: Agnes solle mein seyn, wenn ich sie in seine Arme zurückzubringen, und ihr Herz zu gewinnen wüßte.

Mein Vetter, rief Agnes, indem sie mit wehmüthiger Miene seine Hand ergrif, ihr kennt meine ganze Lage, ihr wißt, ob ich Eure Liebe belohnen kann!

Des Verräthers Bothwell Liebe konnte wohl belohnt werden!

Karl, Zwang war es, was mich zu diesem hinriß, und — dann noch etwas.

Liebe?

Nein, Wunsch, mich so weit als möglich von Gebhard zu entfernen, für den ich nun einmal nicht leben darf.

O von Gebhard auf ewig entfernt zu bleiben, nicht in die Möglichkeit zu kommen, alte Liebe wieder zu erneuern, braucht ihr keine Reise nach England zu thun!

Was sagt ihr? ist Gebhard tod?

Geistlich tod für Euch!

In ein Kloster geflüchtet? Seliger Entschluß!

o nun, heiliger Schleyer, nun sey mir doppelt willkommen!

Nein, meine Agnes, kein Mönch ist mein Bruder nicht geworden, aber ich zweifle, ob er jetzt, da so manche ihre Klosterketten zerbrochen, im Kloster so ganz für irdische Liebe verloren wäre, als auf der Stelle, auf welcher er jetzo steht. — Gebhards Glück ist unbegreiflich, oder soll ich es lieber sein Unglück nennen? — Er ist das, was der nunmehrige Graf von Isenburg einst war, ist durch einhellige Wahl des Pabsts, aller geistlichen Fürsten, der Stände und des Volks — Churfürst von Kölln! —

Churfürst von Kölln? wiederholte Agnes mit dem nehmlichen Erstaunen, mit welchem es einige meiner Leser wiederholen werden. Churfürst von Kölln? also hätten doch die Sterne ihn nicht getäuscht, so hätte doch der Fürstenhut ihm werden müssen, der ihm bestimmt war? Karl! Karl! ihr wißt nicht, in welch ein Meer von seltsamen Gedanken ihr mich durch eure Nachricht stürzt! Gebhards Schicksal ist mir ein Unterpfand des Meinigen! Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder trauren soll, weiß schlechterdings nicht, was ich eigentlich denke, ich bitte, überlaßt mich mir selbst, ob es mir glückt, das Gewirr von Phantasien, das mich umgaukelt, auseinander zu wickeln.

Ob der Gräfin das schwere Werk der Enträthselung dunkler Ideen gelang, und was sie fand, wissen wir nicht, und wir sind also ganz ausser Stande, unsern Lesern hievon etwas mitzutheilen. Sie war den größten Theil der rükständigen Reise traurig, in sich gekehrt, mit sich selbst nicht einig. In Ansehung des Plans für ihr künftiges Leben blieb sie unentschlossen, bis das Schiksal sich einmischte, und sie gleichsam mit Fingern an den Ort wies, wo sie leben sollte.

Das Haus des Grafen von Mannsfeld fand sie bey ihrer Ankunft zu Wien in tiefer Trauer; er hatte seine gute Gemahlin verloren, und stand im Begriffe, ungeachtet seiner hohen Jahre, Heilung eines verwundeten Herzens unter den Waffen zu suchen. Der Kaiser — (Rudolf nahm bereits den Thron seines Vaters ein) — war gesonnen ein Observationskorps an die türkischen Gränzen zu schicken, weil er fühlte oder voraussah, daß so nahe am Ende des Waffenstillstandes, diesem fürchterlichen Feinde nicht allerdings zu trauen wäre. — Wie richtig er urtheilte, haben wir aus dem vorhergehenden gesehen. — Der alte Held, Agnesens Oheim, der voraussahe, daß die Völker, die man ihm auf seine Bitte anvertraut hatte, nicht lange müßig bleiben würden, wünschte hier seinen letzten Feldzug zu thun, er stand auf dem Punkte, Wien

zu verlassen, da Agnes daselbst mit ihrem tapfern Retter eintraf. — Ihr Anblik machte, daß er es einigermaßen bereute, die Möglichkeit aufgegeben zu haben, ihr in seinem Hause Schutz zu gewähren; aber nun ließ sich hier nichts mehr zurüknehmen.

Ich hatte zu viel verloren, sagte er, indem er seine schöne Nichte in die Arme schloß, um es länger in der Ruhe des häuslichen Lebens aushalten zu können! Meinen Freund verlor ich, meine Gattin und dich! — Nun habe ich dich wieder, aber dein Besitz ist, so sehr ich dich liebe, immer noch zu wenig, mich für das übrige schadlos zu halten, ich muß hinaus, in das Getümmel des Kriegs, um die Täuschungen meines eigenen betrogenen Herzens und den Raub zu vergessen, den der Tod an mir beging. Liebst du mich stark genug, mich nicht zu verlassen, so —

Ich euch nicht verlassen, mein Oheim? fragte die erstaunte Agnes, der auf einmal die Unschiklichkeit eines Zugs wider die Türken in die Augen fiel und sie nicht erröthen machte.

Laß mich ausreden, Agnes, fuhr er fort: Werde die Gemahlin deines Retters, und du begleitest mich und ihn, so wie zwanzig andere Officiers von ihren Frauen begleitet werden. — Du schweigst? du staunst? — Wohl! so schleunige Entschließung, als hier nöthig wäre, wäre

dir kaum zuzumuthen; bedenke dich, und suche, bis wir, oder wenigstens einer von uns zurükkehren, Zuflucht in den Armen der Mutter deines Karls —

O ja! rief Agnes mit Entzücken, in den Armen meiner zweyten Mutter, der theuern Frau von Waldburg! Wo ist sie, daß ich mich ihr zu Füßen werfe!

Du findest sie wieder, als Aebtißin von Gerisheim, eine Stelle, die der Mutter des Churfürsten von Kölln völlig würdig ist, aber hüte dich, daß dich die Matrone nicht mit der Liebe zum Klosterleben anstecke, keine Nonne sollst du mir nicht werden, sondern das Weib meines braven Karls, dem ich in dir Vergütung für ehemals angethanes Unrecht zu geben gedenke.

Karl Truchseß dankte seinem Oheim, als ob er schon am Altar die Hand seiner schönen Muhme aus der seinigen erhalten hätte, aber Agnes dachte am wenigsten auf den Theil der Rede des Grafen, der i h n bezauberte. Ihre Gedanken blieben einig bey der Mutter ihres Gebhards stehen, von der sie nun so lang getrennt gewesen war, und nach deren Wiedersehn sie sich blos um ihrer selbst willen zu sehnen glaubte.

Die Anstalten zur Reise wurden so schleunig als möglich gemacht, und die Zeit bis dahin den nöthigen Besuchen in der Residenz gewidmet; bloße Ceremonienbesuche, denn Sidonie,

die nunmehrige Gräfin von Isenburg, war abwesend, und auch die Prinzeßin Anna, deren Verbindung mit dem Prinzen Mathias sich, seit Rudolf auf dem Thron saß, sehr in die Länge zu ziehen schien, hatte Wien verlassen.

Agnes ließ sich, auf Gutachten ihres Oheims, dem Kaiser präsentiren, aber sie fand eine äusserst kalte Aufnahme. Es ward von dem Churfürsten von Kölln gesprochen, der Kaiser brach von ihm, seinem alten Freunde, mit sichtbarem Widerwillen ab. Agnes mußte glauben, der Kaiser säh ihn ungern auf der Stelle, auf welche ihn das Glük erhoben hatte, und die Worte, die er ihr beym Abschiede sagte, hatten noch ein befremdenderes Ansehn für sie:

Gräfin, so sprach er, da ihr Euer Vaterland einmal habt wiedersehen wollen, so hoffe ich, ihr werdet fest bey eurem Entschluß zum Kloster beharren, oder die nächste Gelegenheit zu einem Eurem Stande ziemenden Ehebündniß annehmen. Ihr thut wahrlich für Euch und die Welt nicht wohl, wenn ihr zögert, die Gemahlin eures Retters zu werden; unzähliches Unglük würdet ihr euch und noch Einem hier durch einen schnellen Entschluß ersparen.

Es war dem bescheidenen Karl Truchseß, der ihr Begleiter nach Hofe gewesen war, peinigend, sich ihr so von jedermann gleichsam aufgedrungen zu sehen, und er sagte ihr, als er sie zu

ihrem Wagen führte, tausend Dinge, als wollte er den Kaiser und sich entschuldigen. Ich bin unschuldig, sprach er, an dem, was er mit Euch sprach. Ihr wißt, mit welcher Geduld ich mich Euren Entschlüssen unterwerfe, ihr müßt das Ganze auf den Hang seiner Majestät schieben, sein Lieblingsstudium, die Astrologie, auf alles anzuwenden, was ihm vorkommt, ihr werdet bemerkt haben, daß seine ganze Rede so ziemlich prophetisch klang.

Aber ich bitte Euch, mein Vetter, antwortete Agnes, die ihm hierin recht gab, ich bitte Euch, wenn ich nun von den Sternen zu irgend etwas bestimmt wäre, glaubt ihr wohl, daß ich meinem Schiksal entgehen könnte?

Karl, der wenig von dergleichen Dingen hielt, und doch auch gleichwohl den herrschenden Abgott seiner Zeit, den Hang zum Wunderbaren, nicht beleidigen wollte, schwieg zu dieser Frage, und Agnes blieb ihren eigenen Gedanken überlassen.

Die Helden traten ihren Zug nach der türkischen Gränze an, und Agnes reiste nach Gerisheim ab, wo sie von der Frau von Waldburg mit offenen Armen empfangen wurde.

O mein Kind, rief sie, wie viel hat sich ge-

ändert, seit du und ich uns sahen! mein Haus hat eine Staffel des Glückes erstiegen, das wir nie hoffen konnten! Du weinst? ist Agnes nicht glüklich, da sie ihre Mutter und ihre Brüder glüklich sieht?

Agnesens Thränen quollen stärker bey dem, was Gebhards Mutter sagte, sie sollte Rechenschaft von der Ursach ihrer Wehmuth geben, sie konnte nicht, ihr lag viel auf dem Herzen, sie mußte es ganz ausschütten, um sich und die Fragerin zu befriedigen. Agnes war aufrichtig, die Frau von Waldburg voll von Nachsicht und Liebe gegen die Bekümmerte; dieses ist der Grund ächter Vertraulichkeit und der besten Rathschläge. Agnes gestand, daß ihr Herz noch nicht frey von Liebe gegen Gebhard sey, ob sie gleich jezt mehr als jemals glaube, daß sie ihm entsagen müsse. Die Frau von Waldburg wußte das nehmliche von Gebharden, ohne Agnesens Herz durch dieses Geständniß noch unheilbarer zu verwunden; sie bat für ihren zweyten Sohn, und als die junge Gräfin hier unerbittlich blieb, so rieth sie, fast wie Kaiser Rudolf, zu baldiger Annehmung des heiligen Schleyers, ein Vorschlag, zu welchem Agnes mehr als willig war.

Mittlerweile zu Gerisheim mancher Tag in ähnlichen Verhandlungen hinging, begann Gebhard zu Kölln seine erhabene Laufbahn auf eine

Art, die ihm Liebe und die allgemeine Bewunderung zuzog. Agnesens Andenken lebte mehr als je in seinem Herzen, aber er kämpfte heldenmüthig und suchte Rath für eine unheilbare Leidenschaft, da, wo man ihn noch am ersten findet, in unablässiger Uebung seiner Pflicht.

Die Gerüchte von der geliebten Gräfin von Mannsfeld waren sehr mannichfaltig, er selbst hatte sie lang im Kloster geglaubt, aber die Sagen von den Abentheuern zu Wien, und an der siebenbürgischen Gränze, bey welchen die Welt ausdrüklich ihren Namen nennte, waren ebenfalls vor seine Ohren gekommen. Er wußte hieraus nicht klug zu werden, er brannte vor Verlangen, diese Räthsel zu lösen, und war doch heldenmüthig genug, sich diese Genugthuung zu versagen. Auf das lebhafteste überzeugt, daß Agnes auf jeden Fall für ihn verloren sey, zog er einen dichten Vorhang über das übrige, wollte hier weder wissen noch muthmassen, und stürzte sich unaufhaltsam in die Geschäfte seines neuen Standes, die ihm doch bey weitem nicht die Genugthuung gewährten, die wir sonst bey Erfüllung unserer Pflichten finden.

Sie würden sie ihm gewährt haben, wäre nicht ausser jener unglüklichen Leidenschaft, ein gewisses Etwas in seiner Seele gewesen, das ihn zu keiner Ruhe kommen ließ.

Der Leser weiß aus dem vorhergehenden, daß

der hellsehende Denker Gebhard bey weitem nicht mit allen Lehren seiner Kirche einverstanden war. Zu jenen Zeiten, da Agnesens Liebe ihm noch jeden Gedanken an den geistlichen Stand verbitterte, spähte er Zweifel auf, um die entscheidenden Schritte zu seiner Bestimmung zu verzögern, aber diese Dämonen, die er damals gleichsam nur zum Scherz citirte, verschwanden nicht so schnell, als er wollte. Als Agnesens Entschluß ihn zwang, der Liebe zu entsagen, gingen sie mit ihm in den geistlichen Stand hinüber, und blieben auch von dem tiefsten Forschen nach Wahrheit unbesiegt.

Der Umgang des gelehrten Mönchs aus dem köllnischen Kloster verschlimmerte hierin mehr als er besserte, beyde prüften und forschten so lang, bis sie endlich von dem überzeugt waren, wovon sie nicht überzeugt seyn wollten, und als treue Söhne ihrer Kirche nicht überzeugt seyn durften. —

Gebhards Glük hub ihn von Stufe zu Stufe empor, sein Wissen erweiterte sich, ohne daß sich seine Ueberzeugungen änderten. Er reiste nach Rom, aber auch am St. Peters Stuhl fand er nichts, ihn von dem Ungrund seiner neuen Meynungen zu überführen, von welchem er so gern hätte überführt seyn mögen. Er entdekte sich einigen der frömmsten und gelehrtesten Männer seiner Kirche, einige derselben sahen ihn mit

weitgeöfneten Augen an, und murmelten ganz leise das Wort Ketzer zwischen den Zähnen, indessen die andern die Schultern zogen und ihm riethen, seine Gedanken vor sich zu behalten, wenn er sich in denselben glücklich fühlte, vor allen Dingen aber ja den unmündigen Kindern der Kirche ihre Milch nicht zu entziehen, wenn er selbst stärkere Speise vertragen könne.

Gebhard, der jetzt viel ernsthafter und gründlicher dachte, als ehemals, hatte wider diesen Rath, so klug er ihn übrigens fand, manches einzuwenden, doch tröstete er sich damit, daß er zu schwach sey, das auszuführen, was er für Pflicht des Wahrheitserkennens hielt, und also ohne Gewissenszweifel für sich allein behalten könnte, was er andern nicht mittheilen durfte; — aber wer mißt seine Empfindungen, als sich nun sein Wirkungskreis erweiterte, und er sich fast im Nu auf einem Posten sah, der höhere Pflichten von ihm foderte?

Gebhard war dreyßig Jahr, da er den Namen eines Churfürsten von Kölln erhielt, die Träume leichtsinniger Jugend waren größtentheils verraucht, und der Fürstenstand, ehemals das höchste Idol seiner Eitelkeit, erregte jetzt, da er ihn erlangt hatte, mehr Erstaunen als lebhafte Freude in seiner Seele, vielleicht, weil er den Gedanken an Agnes nicht mit ihm verbinden durfte, vielleicht auch blos, weil er vor

der schlüpfrigen Laufbahn schauderte, auf welcher er weniger als jemand festen Tritts zu gehen im Stande war. Der Geblendete kann vielleicht den schmalen Weg zwischen drohenden Abgründen glüklich zurüklegen, auf welchen er, würde die Binde von seinen Augen genommen, beym ersten Schritte straucheln würde. Gebhards Oheim, der fromme festgläubige Bischof von Augsburg, der das höchste Ziel seiner Wünsche, seines Neffen Fürstenglük, nicht erlebt hatte, würde dem erhabenen Posten, auf welchen das Glük seinen Neffen stellte, vielleicht mehr Ehre gemacht haben, als der arme Gebhard, der zwar nun schon nicht mehr schwankte, aber gerade auf eben der Seite fest war, auf welcher er als der Mann, der er nun war, nicht fest seyn sollte.

Von seinen Kämpfen, seinem Kummer, seinen Thränen war niemand Zeuge, als sein Freund, der ihm wenig Trost gewähren konnte. Bruder Johann war fest entschlossen, sich je ehe je lieber öffentlich zu der Wahrheit zu bekennen; welcher er jetzt heimlich anhing; aber welche Schwierigkeit für Gebharden, einen der größten geistlichen Fürsten, ein gleiches zu thun!

Zur selbigen Zeit ward zu Aachen eine große Versammlung aller geistlichen Fürsten oder ihrer Gesandten, zur Untersuchung der protestantischen Händel, gehalten. Gebhard erhielt, so wie die andern geistlichen Churfürsten, Befehl vom Pab-

sie, Leute von bewährter Gelehrsamkeit und festem Glauben an die Lehren der Kirche, dorthin abzufertigen. Gebhard wählte, so wie er für das Beste des Glaubens, zu welchem er sich noch bekannte, wählen mußte, aber er hielt es nicht für genug, Gesandte nach Aachen zu schiken; für das Beste seiner Kirche hätte dieses wohl genug seyn mögen, aber nicht für seine eigene Beruhigung. Er selbst wollte, seinen eigenen Leuten unwissend und unbekannt, die Reise mitmachen, welche er wohl mit Recht die wichtigste seines Lebens nannte. Was er nirgend fand, konnte er zu Aachen unter den größten gelehrtesten und frömmsten Männern beyder Partheyen zu finden erwarten, Beruhigung über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, und er fand sie, aber sie machte ihn bey weitem nicht glüklich. Die Pflichten, die seine gestärkten Ueberzeugungen für die Lehren des Protestantismus ihm auflegten, waren schwer und bedenklich, er konnte sie nicht ohne heimlichen Schauer übersehen.

Gebhard, entschlossen, von nun an die Protestanten, denen er die Palme des Siegs in dem großen Streit über Irrthum und Wahrheit zuerkannte, in seinen Landen auf alle Art zu begünstigen, begann sein Werk mit einer Klugheit, mit einer Mäßigung, wie sie allen Anfängern großer Dinge zu empfehlen wäre; und o, daß

er auf diesem Wege fortgegangen wäre, o daß sich nicht eine blinde Leidenschaft ins Spiel gemengt hätte, die nicht allein übereilte Schritte nach sich zog, sondern auch allem, was er that, einen falschen Anstrich gab, und dadurch alle gute Wirkung vernichtete!

Gebhards Lande waren glüklich unter der besten mildesten Regierung, die Wissenschaften nahmen zu, der Ueberfluß wuchs, und die Protestanten lebten hier mehr, als an einem Orte, neben ihren Gegnern, wie Brüder. Die Vortheile, die er ihnen verschafte, waren groß, aber so klug ausgetheilt, daß niemand über Partheylichkeit klagen, niemand sie nur muthmaßen konnte. Von Gebhards heimlichen Religionsgrundsätzen wußten, ausser dem Mönche, nur wenige; vielleicht wäre es gut gewesen, wenn vor der Hand noch gar niemand um dieselben gewußt hätte. Aber wie hätten sie seinem ersten Minister, dem Grafen Neumark, verborgen bleiben können, der mit ihm auf seiner heimlichen Reise nach Aachen gewesen war, und von da die nehmlichen Grundsätze zurükgebracht hatte, die sein Fürst hegte?

Graf Neumark war einer von denen Charakteren, welche in allem, was sie interessirt, Feuer und Flamme sind. Gern hätte er von dem, was jezt sein Herz erfüllte, alle Welt in einem Tage überzeugt. Der vorsichtige Gang der Klug-

heit war ihm zu langsam. Die Politik des Staatsmanns, in welcher er sonst kein Fremdling war, ließ sich, wie er meynte, auf geistliche Dinge nicht anwenden. In dem schwärmerischen Eifer, in welchem er sich befand, wär es ihm lieber gewesen, wenn sein Fürst nebst ihm und andern, in der ersten Stunde der Rükkunft nach Kölln, den Lehren seiner Kirche öffentlich entsagt, und sich zu der protestantischen bekannt hätte. Die Protestanten sollten, so meynte er, schon Tempel und Altar in Kölln haben, und die Nothwendigkeit, in welcher sie sich befanden, Lehr und Unterricht nur heimlich anzunehmen, war, dies sagte er Gebharden dreist ins Gesicht, der größte Beweis von seiner eigenen Laulichkeit, den er nur ablegen konnte.

An einem Abende, da der Graf von dem Churfürsten nachdrüklich widerlegt, und zur Geduld verwiesen, nur noch um Aufmerksamkeit für einen einigen Vortrag bat, den er zum Besten der Protestanten zu machen hatte, überreichte man Gebharden Briefe aus Gerisheim, die von einem Couriere gebracht worden waren, und laut der Ueberschrift, schnelle Eröfnung und Beantwortung forderten. Schon diese Ueberschrift verursachte Gebharden eine Erschütterung, die auf einmal die Aufmerksamkeit, welche Neumark forderte, auf eine ganz andere Seite rissen, wie viel mehr der Inhalt des Schreibens. Man

denke selbst, eine von der Hand der geliebten Agnes geschriebene Nachricht, von der äußersten Lebensgefahr der Frau von Waldburg, die vom Schlage getroffen, den Segen und die Abschieds-umarmung von ihrem Sohn, in ihren letzten Stunden erbat.

Gebhard, unfähig den ersten Bewegungen seines Herzens zu widerstehen, fühlte sich auf doppelte Art nach Gerisheim hingezogen, er hatte von diesem Augenblik an, für nichts Gedanken, als für die Beschleunigung seiner Abreise. Im halben Taumel gewährte er dem Grafen, was er ihm bat, Erlaubniß, auf einem seiner benachbarten Güter, protestantische Predigten halten lassen zu dürfen; eine Sache, deren Folgen er jetzt unmöglich übersehen konnte. Er überließ ihm alles, warf sich in den fertig stehenden Wagen, und legte wie im Fluge den Weg zurük, auf den ihn kindliche Pflicht und erwachende Leidenschaft fortrissen.

Kindliche Pflicht, und erwachende Leidenschaft? der Leser verzeihe uns, daß wir zwey Regungen zusammen paaren, die bey der gegenwärtigen Gelegenheit, an einem Herzen, wie Gebhards, unmöglich gleichen Antheil haben konnten. Der Gedanke, Agnes wiederzusehen, das überraschen-

de, das in demselben lag, die Begierde, all das Unerklärliche sie zu Gerisheim zu finden, enträthselt zu sehen, konnte ihn nur auf Augenblicke, konnte ihn höchstens nur so lang beschäftigen, als er noch nicht an dem Sterbelager der Frau von Waldburg angelangt war; die Luft, die dieses Heiligthum umwehte, verscheuchte jeden irrdischen Gedanken, und er kniete neben Agnes an dem Bette seiner Mutter, ohne sich es fast bewußt zu seyn, daß sie, die Langvermißte, an welcher noch immer sein Herz hing, ihm so nahe war.

Agnesens Gefühle waren den seinigen gleich, in diesen feyerlichen Augenblicken schienen alle alte Verhältnisse aufgehoben zu seyn. Sie, die zu andern Zeiten den bloßen Gedanken verwarf, der Churfürst könne sie einst bey einem Besuche zu Gerisheim an der Seite seiner Mutter finden, hatte in der Verwirrung, in welcher sie jetzt war, kein Bedenken getragen, ihn eigenhändig zu der traurigen letzten Pflicht, die er der Frau von Waldburg zu erweisen hatte, einzuladen, kein Gedanke war ihr eingekommen, was dies für Folgen haben könnte, auch hätten alle andere Betrachtungen dem Wunsche der Mutter, ihren Sohn noch einmal zu sehen, nachstehen müssen. Sich vor Gebharden zu verbergen, und um irgend einer Besorgnis willen die letzten kostbaren Augenblicke einer gemeinschaftlichen Mut-

ter zu versäumen, daran dachte sie noch weniger. Sie kannte jetzt schlechterdings keine andere Besorgniß, als die, keine Pflicht gegen diejenige zu versäumen, die ihr nun bald entrissen werden sollte. — Sie sah den Mann, dessen Anblik sonst ihre ganze Seele in ihren fernsten Tiefen erschüttert haben würde, ohne Gefühl eintreten. Er kniete neben ihr, sein Hauch vereinigte sich auf der kalten Hand der Sterbenden mit dem ihrigen, ihre Thränen flossen gemeinschaftlich; nichts war im Stande, ihre Seele nur auf Augenblicke von ganz andern Empfindungen zurük zu rufen, die sie jetzt allein beschäftigten.

Die Frau von Waldburg war dem Tode noch nicht so nahe, als ihre Kinder besorgten; der Anblik ihres Sohns schien ihre scheidende Seele zurükzurufen. Ein Strahl von Heiterkeit kehrte in ihre Augen zurük, selbst die Sprache, welche sich seit mehrern Stunden ganz verloren hatte, schien sich wieder zu finden. Sie stammelte ziemlich verständlich die Worte: meine Kinder! und vereinigte beyder Hände in den ihrigen. — Auch hierbey fühlten sie nichts, als den Druk der mütterlichen Liebe, und all die Tage, welche ihr noch geschenkt wurden, waren zu heilig, als daß hierin eine Aenderung hätte statt finden können.

Die Vorsicht verlängerte, würklich das Leben der ehrwürdigen Aebtißin von Gerisheim noch um mehrere Tage, und gab ihr, da sie auch das Vermögen zu sprechen wieder erhielt, Raum, noch eine Menge Dinge, die ihr auf dem Herzen lagen, mit ihrem Sohne zu berichtigen. Der Churfürst, residirte diese Zeit über auf dem benachbarten Schlosse, das er aber ausser den Stunden, da es Wohlstand und Klostersitte erforderten, wenig sahe, indem er das Lager seiner Mutter fast nie verließ. Er sah hier Agnes oft; ihr Anblik ward ihm gewöhnlich. Das nehmliche Verhältniß, wie unter Geschwistern, schien Platz zwischen ihnen zu nehmen, und die Reden der Kranken, welche sie allemal unter diesem Namen zusammen paarte, dienten dazu, sie völlig gegen die Rükkehr zärtlicherer Empfindungen, als die von Bruder und Schwesterliebe sicher zu machen.

Die Frau von Waldburg hatte alles gethan, was sie noch auf dieser Welt zu thun hatte, sie hatte dem Churfürsten die Angelegenheiten des Klosters, und die ihrer eigenen Familie empfohlen, hatte ihn beschworen, seine Schwester Agnes nicht zu verlassen, und brüderlich für sie zu sorgen. Nichts war ihr nunmehr übrig, — sie sagte es selbst, — als die Augen ruhig zu schlies-

sen, und hinüber zu schlummern in jene bessere Welt, die sie mit frohen Danksagungen über das schon hier genossene Gute begrüßte.

Ihr wißt es, sagte sie kurz vor ihrem Tode zu ihren Kindern, ich habe hier der Leiden wenig gehabt, durch eine lange Reihe glüklicher Ereignisse, bin ich zu einem hohen fröhlichen Alter gelangt. Der gegenwärtige Augenblik ist mir nicht schreklich, ich weiß, was ich dort zu hoffen habe, und hier kenne ich keine weitern Wünsche, als die Dauer des Glüks dererjenigen, die ich liebe. — Meinen zweyten Sohn, meinen Karl, hätte ich noch diesseit des Grabes umarmen mögen, doch ich weiß, ihr werdet ihm meinen Seegen bringen, und die Früchte meines Gebets am Throne Gottes werden auch ihm gewährt werden. Lebt wohl! lebt wohl! meine Kinder, wir trennen uns auf kurze Zeit, die Ewigkeit vereinigt uns wieder!

Die Frau von Waldburg blieb ruhig, heiter und schmerzlos, bis auf den letzten Augenblik, da sie ein verneuter Anfall schnell hinriß, ohne sie die gewöhnlichen Leiden der Sterbenden erfahren zu lassen. Ein solcher Tod wie der ihrige, ist ganz der lächelnde Engel, wie ihn die schmeichelnde Phantasie des Mahlers bildet; ists nicht Verbrechen, bey so einem Grabe zu weinen?

Doch flossen Gebhards und Agnesens Thränen unaufhaltsam auf die Asche ihrer Mutter. Der Gedanke an ihren sanften Tod, den Glanz ihrer Seligkeit der ihnen über ihr Grab herüber schimmerte, waren nur schwache Tröstungen über den Verlust, den sie erlittten hatten. Sie klagten, sie weinten zusammen. Gemeinschaftlicher Kummer, ward das Mittel zu erneuter Liebe. Gebhard tröstete Agnesen, sie ihren Freund, beyde wurden sich mit jedem Tage unentbehrlicher, und — ists wohl noch nöthig dem Leser zu sagen, daß vormahlige Gefühle, die zur Zeit der ersten Trauer nur geschlafen hatten, unvermerkt wieder erwachten, und in dem Augenblicke, da die Liebenden die erste Ahndung von der Beschaffenheit derselben erhielten, schon so sehr überhand genommen hatten, daß sie an ihre Tilgung weder denken konnten noch wollten?

Die Krankheit der Frau von Waldburg hatte den Churfürsten fast drey Wochen zu Gerisheim aufgehalten; die Exequien der edeln Verstorbenen, die Vollziehung ihres letzten Willens, und andere durch ihren Tod veranlaßte Geschäfte, nahmen fast eben so viel Zeit hin, und als diese geendigt waren, so war die Nothwendigkeit, die trostlose Agnes zu beruhigen, neuer Bewegungsgrund zu verlängertem Aufenthalt in der Gegend des Klosters.

Trostlos war Agnes in der That, nicht so wohl über den Verlust ihrer mütterlichen Freundin; ihre Frömmigkeit, und die Bekanntschaft mit den Trostgründen ihrer Religion, hätten hier den Schmerz endlich mäßigen müssen, aber sie fand in sich selbst eine unerschöpfliche Quelle der Thränen an einer Leidenschaft, die jetzt mit fürchterlicher Stärke zu erwachen begann, und die durch die Entdeckung nicht gemindert wurde, daß der, um dessenwillen sie litt, nicht schwächer fühlte als sie.

Keins hatte dem andern sein Herz noch entdekt, aber sie verstanden sich beyde. Beyde fühlten die Nothwendigkeit sich loszureissen, und keins hatte Muth genug, hiezu den ersten Schritt zu thun. Wir müssen uns trennen, sagte endlich Agnes an einem Abend, voll Thränen und traurigen Schweigens, wir müssen uns trennen, um uns nie wieder zu sehen, wir müssen auf Mittel ewiger Entfernung denken, und dieses verschließt mir den Mund zu einer Bitte, die ich sonst an den Churfürsten von Kölln zu thun gesonnen war.

Welche Bitte, meine Agnes? rief Gebhard; kann die, welche mein ganzes Herz besitzt, mir irgend einen Wunsch des ihrigen verheblen?

Wenn Gerisheim, fuhr Agnes fort, tausend Meilen von Kölln entfernt wär, wenn Meere und Wüsteneyen sich in dem Zwischenraume

ausdehnten, so würde ich bitten, daß die Stelle der Frau von Waldburg unbesetzt blieb, bis ich geschikt wär, dieselbe einzunehmen, die Nonnen lieben mich, mein Wunsch ist der ihrige — —

Agnes Aebtissin von Gerisheim? wiederholte der Churfürst, indem er hastig aufstand, und sich der ausgestrekten Hand der Bittenden bemächtigte.

Ihr habt recht, mein Fürst, erwiederte sie, und entzog sich ihm mit schüchterner Miene, ihr habt recht, meine Bitte ist kühn, und aus tausend Ursachen unerfüllbar. —

Ich kenne keine andere, erwiederte er, als die —, als daß — — ich will sagen — kurz es ist unmöglich, und wenn Agnes noch einige Neigung zu ihrem Freunde hat, so wird sie mir versprechen, nie wieder eine ähnliche Forderung an mich zu thun.

Und wenn Gebhard noch einige Neigung für seine Freundin hat, wird er denn auch mir etwas versprechen, wovon ich mich nicht so leicht, wie von dem ersten, werde zurükweisen lassen?

Alles! Alles! Agnes, nur dieses nicht!

Nun so verspreche mir der Churfürst von Kölln, der seine und meine Pflichten wohl besser kennt, als sie ihm ein armes unwissendes Mädchen schildern könnte, er verspreche mir, dieses Kloster nie wieder zu besuchen, bis ich es

verlassen, und an irgend einem andern Orte Zuflucht gefunden habe.

Agnes, ihr tödet mich! Ich kann nichts versprechen, schlechterdings nichts! Ihr müßt bleiben, ich muß die Erlaubniß haben, euch dann und wann zu sehen —

Und was soll hier endlich aus uns beyden werden? —

Euer und mein Stand, Agnes, eure und meine Tugend — — — —

Schützen uns aufs wenigste nicht vor übler Nachrede, die vielleicht früher erwachen wird, als wir denken.

Beruhigt euch, Gräfin, der gehäßige Gebhard soll euch bald aus den Augen gerükt werden. Neumarks Briefe werden immer dringender; ich muß Kölln in den nächsten Tagen wiedersehen, wenn ich auch nicht wollte.

Agnes weinte über die Ausdrücke, deren sich der Churfürst bediente. Der Verdacht, als hasse sie ihn, drang ihr durchs Herz. Alle Standhaftigkeit, mit welcher sie sich zu diesem Auftritte bewaffnet hatte, war hin. Zärtlicher Unwille, Vorwürfe der Liebe, Zwist, Wiederaussöhnung, alles vereinigte sich, die gefürchtete Leidenschaft stärker und sichtbarer zu machen, als ausserdem geschehen seyn würde, und am Ende verließ man sich, mit dem Entschluß, für den gegenwärtigen Augenblick, zwar bey schneller Trennung zu

bleiben, aber den entbehrten Umgang durch einen Briefwechsel zu ersetzen, der zwischen einem geistlichen Fürsten, und einem Klosterfräulein, ja unmöglich ein verdächtiges Ansehen haben konnte.

Die Gegenwart des Churfürsten war in Kölln höchst nöthig, um Unruhen zu stillen, die sich in der kurzen Zeit von noch nicht zwey vollen Monaten; welche er zu Gerisheim zubrachte entsponnen hatten.

Die Gewährung der Bitte, welche Neumark am Abend der Abreise von Kölln, ihm fast mit Gewalt entriß, hatte böse Früchte getragen, und der fromme Eifer des Ministers für die freye Religionsübung der Protestanten hatte mehr eingerissen als der weisere Gebhard in Jahren wieder hätte gut machen können.

Die erste protestantische Predigt, welche Neumark auf seinem wenig Meilen von Kölln entfernten Schlosse halten ließ, war von keinen großen Folgen, sie hatte stille Erbauung seiner Glaubensverwandten zum Entzweck, und diesen erreichte sie, ohne andere zu beleidigen. Northusius, ein protestantischer Geistlicher, den Gebhard in Aachen kennen lernte, und heimlich mit herüber brachte, um sich im Stillen von ihm unterrichten zu lassen, verband mit der gründ-

lichsten Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hinlängliche Politik und Weltkenntniß, um Neumarks Antrag, öffentlich als Lehrer unter einer unterdrückten Religionsparthey aufzutreten, nicht ohne Bedenken anzunehmen. Er machte Schwürigkeiten und wich endlich, weil er mußte, der Einwilligung des Churfürsten, die ihm Neumark unwiderleglich darzulegen wußte. Er trat also, wie schon erwehnt, vor der protestantischen Gemeinde, die der Minister aus Kölln auf sein Schloß zu Mechtritz eingeladen hatte, auf, und hielt eine geistliche Rede, die seinen Zuhörern genug that, ohne die Gränzen der weisen Mäßigung zu überschreiten, eine Rede, welche die ganze katholische Christenheit unbeleidigt hätte hören dürfen, ungeachtet er so vorsichtig war, unter dem Vorwand seiner schwachen Stimme, die Oefnung der Thüren des Hörsaals zu verbitten; ein Umstand, welcher dem Ganzen mehr das Ansehen einer Privatübung der Andacht gab, und Verantwortung fast unmöglich machte.

Aber der weise Northusius predigte nicht allemal, er ward oft von einigen jungen Feuerköpfen abgelößt, welche, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt, noch mit dem ersten Schwerde fochten, und mit ihren schwachen ungeprüften Waffen alles vor sich nieder zu Boden schlagen wollen, was ihnen entgegen stand. Ihre Reden waren so, daß sie verschlossener

Thüren mehr bedurft hätten, als die vernünftige Predigt des weisen Freundes der Wahrheit, aber diese Herrn waren viel zu begierig, die ganze Welt zu bekehren, oder sie wenigstens zu Zeugen ihrer Beredsamkeit zu haben, als daß sie auf diese löbliche Behutsamkeit hätten denken sollen. Alle Zugänge des Schlosses wurden geöfnet, das schon vorher vorbereitete Volk strömte herein, und hörte was ihnen unaussprechlich wohl gefiel, weil es neu war.

Northusius, oder um seinem Namen die pedantische Endung zu nehmen, welche zu seinen Zeiten Mode war, der gute Nordhausen sahe sich das nächste mahl, da er auftrat, genöthigt, seiner Rede die nemliche Publicität zu geben, die seine jungen Kollegen für gut gefunden hatten, er predigte auf Unkosten seiner Lunge, und auf Gefahr der guten Sache bey ofnen Thüren, denn schon fing man unter seinen Glaubensverwandten an, seine Vorsichtigkeit Menschenfurcht, und ihn einen Heuchler zu schelten; Beschuldigungen, die sein redliches Herz empfindlich kränkten, und zugleich drohten, alle Erbauung aufzuheben, die er, so lang sein Charakter unverletzt blieb, zu stiften hoffen konnte.

Hatten die Reden seiner Brüder Beyfall gefunden, so fanden die seinigen denselben noch mehr. Man mußte den Mann lieben, der mit der stillen Würde des Weisen auftrat, und mit

seiner Gemeine, von den wichtigsten Gegenständen des menschlichen Wissens, aus Ueberzeugung und Erfahrung in einem Tone sprach, wie ein liebender Vater mit seinen Kindern. Der Ernst, mit welchem er die Wahrheit predigte, ohne ihr das geringste zu vergeben, erregte Ehrfurcht, und die Delikatesse, mit welcher er jede Beleidigung der anders denkenden vermied, Bewunderung.

Seine Gemeinde vergrößerte sich von Tag zu Tag: Neumarks Schloß ward den herbeyströmenden Köllnern zu eng. Nur immer die Hälfte der Zuhörer bestand aus Nordhausens Glaubensverwandten, die Anhänger der herrschenden Kirche hörten ihn eben so gern, und verließen den Hörsal nie, ohne öffentlich zu gestehen, sie seyen hier mehr erbaut worden, als man sie zu Kölln zu erbauen wisse; Urtheile, welche vielleicht blos das Resultat der Liebe zur Neuheit waren, die aber doch nicht ermangelten, Aufmerksamkeit der Gegner der Protestanten zu erwecken.

Man sah dem Unwesen noch eine kleine Weile in der Stille zu, Aufmerker wurden von allen Seiten gesandt, auszuspähen, was an der Sache wär; Northausens eindringende herzrührende Reden wurden so gefährlich befunden, als die unvernünftigen Ausfälle seiner Kollegen kühn und beleidigend. Eilig mußte man der Sache steuern, und wie leicht war dieses bey der vollen Uebermacht gegen die Protestanten, und bey

der gewöhnlichen Wankelmuth des großen Haufens!

Eben die, welche sich gestern an Nordhausens hinreißender Beredsamkeit ergötzt hatten, schrieen ihm heute den Namen Ketzer entgegen. Um sein Leben zu retten, mußte er die Gegend verlassen, und nach Bonn fliehen. Neumarks Schloß entgieng mit Mühe der Schleifung, und Gebhard fand den vollen Aufruhr als er zu Kölln anlangte.

Schon mehrere Briefe seines Ministers hatten ihm von der wachsenden Unruhe in seiner Stadt winke gegeben; die volle Wuth eines Feuers, das er im Grunde selbst angezündet hatte, wollte Neumark nicht beschreiben, und der Churfürst sah sich also würklich ganz unvorbereitet in Verlegenheiten, die er nicht erwartet hatte.

Die kühngemachten Protestanten, denen man den Beyfall, welchen der Fürst ihren Meynungen gab, nicht verschwiegen hatte, trotzten auf sein Ansehen, und machten durch Widerspenstigkeit, die Gewaltthaten, die sie erfahren mußten, noch größer. Man haßte Gebharden als Ursacher all dieser Unruhen, und rief ihm, als er sich jetzt den Mauern seiner Stadt nahte, den Namen eines ketzerischen Fürsten kühnlich entgegen.

Der Einzug ward ihm verweigert, und da er, auf solchen Fall nicht gefaßt, beynahe ohne alle gewaffnete Begleitung erschien, so müßte er

sich gefallen lassen, der Gewalt nachzugeben, und sein Ablager auf Neumarks Schlosse zu Mechtritz zu nehmen; ein Umstand, der den Widerwillen des Volks gegen ihn aufs höchste trieb: der Ort, wo Nordhausen gelehrt hatte, ward von dem Pöbel als ein Tempel des Teufels angesehen, und Gebhards Entschluß, daselbst zu verharren, schien ihm stillschweigendes Geständniß zu seyn, zu welcher Seite er sich zähle.

Was Jahrelang hätte verschwiegen bleiben können, was vielleicht nie an den Tag gekommen wär, das ließ sich jetzt nicht mehr ableugnen. Gebhard war zu edel zu heucheln, er gestand die Grundsätze ein, um derenwillen man ihn verdammte, aber er that es auf eine Art, welche ihm die Zuneigung des Volks, das ihn im Grunde liebte, wieder hätte gewinnen können, wär es sich selbst überlassen gewesen; aber Gebhards Feinde, die seine Erhöhung von Anfang mit scheelen Augen angesehen hatten, sie, denen nichts hätte erwünschter kommen können, als diese Gelegenheit, sich seiner zu entledigen, schürten das Feuer; sie nannten laut den Namen seines ehemaligen Mitwerbers, Herzog Ernsts von Bayern, welcher freylich mehr Macht hatte, sich den Namen eines Churfürsten von Kölln zu erringen, als Gebhard sich bey demselben zu erhalten.

Ueberzeugt, daß in der Nähe von Kölln keine Sicherheit mehr sey, begab er sich nach Bonn, wo man etwas aufgeklärter und toleranter dachte, als zu Kölln, und wo man ihn mit offenen Armen aufnahm. Hier beschloß er zu verweilen, bis durch seine Gesandten auf dem augspurgischen Reichstage, gewisse entscheidende Schritte gethan wären, von welchen er sich mehr versprach, als er noch zur Zeit irgend jemand gestehen mochte, denn schon seit einiger Zeit keimten Plane in seiner Seele, die ohne diese wunderbare Lage, in welche er, er wußte fast nicht wie, geschleudert worden war, wohl nie bey ihm Platz genommen haben würden.

Einige Briefe an die Gräfin von Mannsfeld, die er aus Bonn an sie abließ, werden vielleicht etwas von dem, worauf wir zielen, ans Licht setzen. —

Der Leser wird sich erinnern, daß, da wir hier auf einigen Seiten die Geschichte mehrerer Monate geschildert haben, diese Briefe nicht die ersten waren, die Gebhard, seit er Agnesen zuletzt sah, an sie geschrieben, nicht die ersten, die sie beantwortet hatte.

Gebhard an Agnes.

Die Aussichten werden immer drohender, fänd ich nicht Zuflucht in diesen Mauern, wo wollte ich sie sonst finden? — Man wütet in Kölln wider meine Freunde. Johann von B*** mein Freund, mein Mitgenoß in dem Forschen nach Wahrheit, mein Lehrer und Zurechtweiser, hat das Kloster verlassen müssen, um öffentlichen und heimlichen Nachstellungen zu entgehen. O Agnes, laßt euch nicht merken, daß ihr meine Freundin seyd, mein Unglük möchte auch euch hinreissen!

Im ganzen Ernst, Gräfin, ich ermahne euch, den Gegenstand unserer Unterredungen zu Gerisheim ein Geheimniß bleiben zu lassen. Nicht den Theil derselben, welcher Liebe, eine Liebe, die ich gern heute vor Gott und der ganzen Welt bekennen möchte, zum Grunde hatte, nein, jene ernstern Unterredungen, die euch glauben lehrten, was ich glaube. Das öffentliche Geständniß dessen, was wir als Wahrheit erkennen, würde euch so unglüklich machen als ich es bin, und in euch, hülflose, unschuldige Seele, in euch würde ich erst die Macht der Leiden fühlen lernen. Wagte man es euch anzutasten, so würde die Mäßigung, die mir so noth ist, Wuth,

würden alle meine Schritte Verzweiflung werden.

O Agnes, wenn ich an euch denke, welche Gefühle überströmen mein Herz! Ihr seyd das einzige Mittel, mich mit meinem Schiksale auszusöhnen. Eure Liebe vergüldet mir die traurigsten Aussichten! — Gesetzt nun, es käm mit uns aufs äusserste, würde nicht dann vielleicht erst mein Glük angehen? — Ich weiß, ihr versteht mich nicht, auch ists jetzt noch nicht noth, mich deutlicher zu erklären, aber so viel ist gewiß, ich weiß auf jeden Fall, was ich zu thun habe.

Hat man mich nicht muthwillig aus meiner Ruhe aufgeschrekt? Hat man die Folgen vergessen, die dieses nach sich ziehen kann? —

Ich weiß, was ich dem Besten der köllnischen Kirche schuldig bin, zu deren Oberhaupt mich das Glük machte, ich würde es nie vernachläßigt, ich würde mich in der Stille meines Glaubens gefreut haben, ohne ihn öffentlich zum Anstoß anderer zu bekennen. Die, welche glauben und leben wie ich, würde ich geduldet, und mit Klugheit unterstützt haben, ohne sie zum Nachtheil ihrer Gegner zu erheben. Bekehrungssucht ist kein Trieb meines Herzens, ich weiß, Tausende denken in der Stille wie ich, und hoffen völlige Aufklärung ihrer Brüder von einer bessern Zukunft; warum läßt man uns,

warum läßt man vornehmlich mich nicht den stillen Weg gehen, den wir gewählt haben? Warum zerreißt man den Schleyer, der ewig undurchdringlich hätte bleiben können? Was that ich, daß man einen Durchächteten, Verjagten aus mir macht? — War ich ein Wüterich? ein Tyrann meines Volks? Ein Verschwender? ein Wollüstling? — Nein, selbst die, welche mich wegen einiger tief in meinem Herzen verschlossenen Meynungen von Land und Leuten zu verjagen drohen, gestehen, daß ihnen unter meiner Regierung wohl war, und daß alles Herzleid, das mir widerfährt, nur auf das Uebel zu rechnen sey, das ich etwa künftig hätte anrichten mögen.

Neumarks übel verstandner Eifer für seinen Glauben hat mir im Grunde all dieses zugezogen. Die Abstellung der Unruhen, die er durch misverstandenen Wahrheitseifer herbeygerufen hatte, war nicht hinlänglich, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Das war ich zur Besänftigung der beleidigten Kirche that, nahm man, da einmal das Geheimniß meiner wahren Meynungen verrathen war, für Zaghaftigkeit und Heucheley, und hielt sich, weil man diesem Wahn zu folge, mich nun verachten mußte, doppelt berechtigt, sich an mir zu vergehen. — O Gott, von der kaum erstiegenen Höhe, so

schnell, so unverschuldet herab geschleudert zu werden!! — —

Noch einmal, Gräfin, nichts tröstet mich in der gegenwärtigen Lage, als eure Liebe, erhaltet mir sie, und wir können einst noch glüklicher werden, als wir je hoffen durften.

Gebhard an Agnes.

Mein letzter Brief hat euch erschrekt? er ist euch ein Räthsel? ihr zittert, daß ich das Wort Liebe, das wir bisher immer Freundschaft zu dollmetschen pflegten, so kühnlich nenne? — O Agnes, könnte ich euch alles sagen, was ich hierüber auf dem Herzen habe! Doch es wird ja endlich eine Zeit kommen, da ich öffentlich werde bekennen dürfen, was zu denken ich mich jetzt nicht mehr scheue.

Man hat mich auf einen wüsten dornenvollen Pfad geleitet, den ich nie zu betreten hofte, sprecht selbst, ob es mir nicht auch erlaubt seyn möchte, die Blumen zu brechen, die mir etwa auf demselben blühen? Das öffentliche Geständniß dessen, was ich für Wahrheit halte, führt manche Vortheile mit sich, die ich nicht vernachlässigen werde. Der Erzbischoff von Bremen

bekennt sich öffentlich zur protestantischen Lehre, hätte er eine Agnes, er würde noch mehr thun. Salentin war einst der, welcher ich jezo bin, er entsagte seiner Größe, um in den Armen der Liebe glüklich zu seyn; war dies unumgänglich nöthig? — Laßt sehn, ob nicht ein kühner Mann Liebe und Hoheit mit einander vereinigen könnte. Ihr wißt wohl, alles kommt in der Welt auf kühne Wagnis an, das Glük ist den Kühnen hold; alles wird nach dem Ausgange beurtheilt; denkt nach über diese drey Säze, und beurtheilt nach denselben meine Hofnungen, beurtheilt zugleich nach denselben meine Verfahrungsart, die ich wählen werde. Ihr könnt wohl denken, daß ich in einem Falle, wo alles auf dem Spiele steht, nichts aufs ungewisse wagen werde.

Der Kaiser hat mich auf den Reichstag nach Augspurg beschieden, aus Ursachen werde ich nicht selbst erscheinen. Graf Solms, der treueste meiner Räthe, er, dessen kluge vorsichtige Politik euch aus Beyspielen bekannt seyn wird, reist an meiner Stelle, ihn begleitete der gelehrte Schwarz, nach unserm guten Nordhausen, den ich hier bey mir habe, der geschikteste, die gute Sache der Wahrheit zu vertheidigen. Von ihren Aufträgen schweige ich, werden die öffentlichen wohl aufgenommen, so haben sie auch noch etliche heimliche Werbungen, von denen ich nichts sage, als daß sie abzielen, den un-

glüklichen Gebhard, zum glüklichsten Fürsten unter der Sonne zu machen.

Gebhard an Agnes.

Nichts von euren finstern Träumen! meine Theure, muß die düstre Astrologie nun gar noch hervorgesucht werden, um Eure und meine Schreknisse zu vermehren? Der sonderbare Gang unserer Schiksale, sagt ihr, sey euch Unterpfand für die Wahrheit jener Vorhersagungen? und eben auf diese Wahrheit baut ihr die Unmöglichkeit, — wenn auch alle andere Hindernisse weichen sollten — mir anzugehören?

Wahrhaftig, Agnes, ich verstehe euch nicht! und eben darum sage ich euch nur überhaupt: Verabschiedet den Glauben an Dinge, welche die Lehre, zu der ihr euch vielleicht einst öffentlich bekennen werdet, nicht begünstiget. O, meine Geliebte, wären alle andere Steine, die unserm Glücke im Wege liegen, so gewiß gehoben, als ich jene Grillen bey der ersten Zusammenkunft mit euch zu heben gedenke, wir könnten heute der Freyheit genießen, die ich uns erkämpfen will und muß.

Ja, erkämpfen will ich sie, wenn ich sie nicht durch die bloße Stimme der Wahrheit und der Rechte der Natur ersiegen kann. —

Die Nachrichten aus Augspurg lauten nicht eben vortheilhaft, aber denkt ihr, daß dies meinen Muth niederschlägt? o nein, eben durch diese Fehlschlagungen fühle ich mich gestärkt zu den kühnsten Streichen! Himmel, wie hat sich alles mit mir geändert! Es war eine Zeit, da ich unsere Fesseln für unauflöslich hielt, und bey dem Gedanken, Agnes vergessen zu müssen, verzweifeln wollte. Wiederum kam eine andere Zeit, da dämmerte mir wohl ein Ausgang aus unsern Labyrinthen, aber schüchtern wandte ich die Augen von demselben ab, und hielt den Blik, der heimlich nach ihm schielte, für Verbrechen. Man brachte mich aufs äusserste; ein gewisser Troz, der dem, der unverschuldet leiden muß, eigen ist, machte, daß ich meinen Gedanken mehrere Freyheit gönnte, als geschehen seyn würde, hätte man mich auf meinem stillen ruhigen Pfade nicht gestört. Meine Kühnheit wuchs mit jeder Minute, und jezt bin ich in der Stimmung, wenn man mir nichts zugesteht, nichts zu schonen, wenn man mir alles versagt, alles zu wagen.

Man beschliesse über mich was man wolle; so viel ist gewiß, Agnes bleibt mein, und der Fürstenhut soll es, wills das Schiksal, auch blei-

ben! Ich müßte mich ja schämen, eure guten Freunde und Rathgeber, die Gestirne, Lügen zu strafen. Minneglük und Fürstengröße war es, was sie mir verhiessen, darf ich es wagen, ihre Gaben zu trennen.

Gebhard an Agnes.

Ich soll die Gestirne nicht mit ins Spiel bringen, wenn ich hoffen will, Euch völlig zu besiegen? — Recht wohl, meine Agnes, ihr wißt ohnedem, wie sehr, seitdem ich heller denken lernte, mein Glaube an diese Dinge gesunken ist, ich kann ihrer jetzt nicht anders, als im Scherz gedenken; und weil denn niemand scherzen kann, als der, welcher frohen Muthes ist, so sehet ihr wohl, wie gut es um mich stehen mußte, da ich meinen letzten Brief schloß.

„Ihr nennet mich verwegen, da ich bey so trüben Aussichten so viel hoffe, ihr sendet mir meine Briefe, die ihr ohnedem, wie ihr euch ausdrükt, bey Euch nicht mehr zu bergen wisset, damit ich selbst den Unterscheid zwischen dem ersteren und dem letzteren sehe, und urtheile, ob die höhere Stufe der Kühnheit, die ein

jeder bezeichnet, ordentlicher Gang der Gesinnungen eines vernünftigen Mannes, und nicht vielmehr wachsender Rausch einer gefährlichen Leidenschaft sey.“ Dies sind eure eigenen Worte, meine Geliebte, und fürwahr, sie enthalten eine harte Lection.

Höret hier mein Bekenntniß: Ja, ich habe meine Briefe gelesen, von dem ersten, den ich euch beym Anfang der köllnischen Unruhen, bis auf den letzten, den ich euch vor zehn Tagen schrieb. — Der Unterschied ist allerdings groß zwischen diesen Kindern eines Vaters, in dem ältern zeigte sich ganz der feige mönchhafte Gebhard, der drückende Fesseln fühlen kann, ohne sich den Wunsch, sie abzuschütteln, einzugestehn; in dem jüngsten spricht der kühne Mann, der das liebste Gut seines Lebens allenfalls mit Blut zu vertheidigen gesonnen ist. Ob bey dieser ziemlich schnellen Fortschreitung zu stärkern und stärkern Gefühlen, der Rausch der Leidenschaft, die jede neue Hofnung kühner macht, nicht das seinige gethan hat, will ich unentschieden lassen, aber für so berauscht müßt ihr Euren Gebhard nicht halten, daß er wie ein Träumender handle, und sich und Euch mit grundlosen Hofnungen schmeichele; für so berauscht nicht, daß er ohne Macht trotze, oder Plane hege, zu deren Ausführung seine Kräfte zu schwach sind! —

Nein, Agnes, der verfolgte Churfürst von

Kölln ist nicht ohne Freunde, die ihm nothfalls mit gewafneter Hand beystehn werden, seine Rechte zu vertheidigen, wenn man fortfährt, hart gegen ihn zu handeln.

Ich könnte Euch mehr hievon sagen, und alle Eure Zweifel auf einmal zum Schweigen bringen, wenn mich nicht eine Stelle Eures Briefes behutsam machte.

„Ihr wißt meine Schreiben nicht mehr bey Euch zu bergen,“ Himmel, Gräfin! worauf deutet dieses? Auf Gewaltthat? auf Beschimpfung derjenigen, welche die Anbetung der ganzen Welt verdient?

Sollte man sich erkühnen, euch in dem Kloster, das euch noch vor kurzem einmüthig zu seiner Oberin begehrte, unwürdig zu begegnen, eure Freyheit einzuschränken, euch mit Argwohn zu quälen, oder nach Euren Geheimnissen zu forschen?

Nur ein Wort hievon, und meine Plane müssen früher reifen, um Euch zu retten, und mein Glük zu beschleunigen.

Ihr erhaltet dieses Schreiben durch einen ungewöhnlichen Weg, der Ueberbringer hat Befehl, und wird auch Muse haben, ausführlich mit Euch zu reden. Sagt ihm alles, was ihr der Feder nicht vertrauen könnt, und vernichtet diesen Brief augenbliklich, damit er weder mir noch Euch schade.

Der Argwohn, den Gebhards sorgsame Liebe, aus einem einigen Worte, in dem Briefe der Gräfin, geschöpft hatte, war nicht ganz ungegründet.

Die Schiksale des Churfürsten von Kölln hatten Einfluß auch auf seine Freundin, unter diesem Charakter war Agnes bekannt, und unter demselben mußte sie, so wie das Glük Gebharden den Rücken wandte, nach und nach immer steigende Verdrießlichkeiten erfahren.

Die fromme alte Priorin, deren Führung das Kloster, nach dem Tode der Frau von Waldburg, indessen übertragen worden war, starb bald, nachdem der Churfürst die Gegenden von Kölln verlassen, und zu Bonn Zuflucht suchen mußte. Niemand dachte mehr an den ehemaligen Wunsch, der erledigte Stelle für die Gräfin von Mannsfeld offen zu erhalten. Die Parthie, welche jezt in Kölln dominirte, eilte die Fürstin von ***, eine Seitenverwandtin des bayerschen Hauses, hereinzurufen; eine Dame, welche ganz dazu gemacht schien, alle Absichten zu begünstigen, zu deren Ausführung man etwa ihrer Hülfe brauchen konnte.

Agnes war zu klein in ihren Augen, als daß sie dieselbe öffentlich gewürdigt hätte, viel Notiz von ihr zu nehmen; aber die Fürstin war klug genug, einzusehen, daß sie an ihr eine Per-

son von Wichtigkeit in ihrer Gewalt hatte, und sie unterließ nicht, diesen Vortheil in der Stille so viel zu nutzen, als es die kluge Vorsichtigkeit der jungen Dame möglich machte.

Man wußte, wie theuer die Gräfin von Mannsfeld Gebharden von jeher gewesen war. Die Spähungsfähigheit, die den Klosterfrauen eigen ist, hatte sie im Besitz einer Menge wahrer und falscher Anekdoten, aus dem Roman ihrer Liebe, gesetzt, auf welche sie Muthmaßungen fortbauten, die sie für ausgemachte Wahrheiten ausgaben, und unter welchen die vornehmste war: Gebhards Protestantismus hänge genau mit Agnesens Liebe zusammen, und er würde nie darauf gefallen seyn, einer fremden Lehre Gehör und Beyfall zu geben, wenn diese, welche die Priesterehe so sehr begünstige, ihm nicht Hofnung ließ, der Gemahl der Dame zu werden, die zu stolz sey, sich ihm auf leichtere Bedingungen zu ergeben; ein Gewebe von schimpflichen Dichtungen, deren sich viel auf spätere Zeiten fortpflanzten, um ein Paar unglüklich Liebende, die nur Mitleiden verdienten, der Nachwelt unter einem verhaßten Lichte vorzustellen.

Gebhard, so wie wir ihn jetzt kennen, war nicht der Mann, der das höchste Gut des Menschen, die Religion, irdischer Liebe aufopfern sollte. Seine Zweifel und seine Ueberzeugungen

waren älter, als seine verneuten Hofnungen auf die Gräfin von Mannsfeld. Zu der Zeit, die für seinen Glauben unwiderruflich entschied, war für ihn keine Agnes mehr auf der Welt, und als jetzt unverhoftes Wiedersehen alle Gefühle erneuerte, so war er so weit entfernt, kühnen Hofnungen den Zugang zu verstatten, daß er vielmehr einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht in seinem Herzen beginnen sah, in welchem offenbar die letzte die Oberhand behalten haben würde, wenn nicht äußerliche Umstände eine Aenderung herbeygeführt hätten.

Man nöthigte ihm ein Geständniß der Meynungen ab, die er vielleicht ewig verholen haben würde, man beleidigte, kränkte, erbitterte ihn durch immer neue Verfolgungen, man drohte ihn mit Entsetzung seiner Würde; was Wunder, wenn nun auch er nichts mehr schonte, und den kühnsten Entwürfen Raum gab; wenn er sich für berechtigt hielt, alle Vortheile der Lage zu nützen, in welche man ihn gebracht, alle Blumen des dornenvollen Wegs zu pflücken, auf welchen man ihn geschleudert hatte. Agnesen wollte er besitzen, das erlaubte ihm die Religion, zu welcher er sich nun öffentlich bekannte, seine Fürstenwürde wollte er darum nicht aufgeben, dieses entschuldigte sein hoher Muth, und die Gewißheit, sich mit großen Dingen zu schmeicheln, die dem Mann von dreyßig Jahren, dem

bisherigen Günstling des Glüks, wohl zu verzeihen war. Wäre es ihm gelungen, die Nachwelt würde bey weitem nicht so viel Ursach haben, sich darüber zu wundern, als über viel andre Dinge, welche zu jenen Zeiten, durch Gunst und Macht des Geldes glükten; diese beyden Dinge hätte Gebhard nur im Ueberfluß haben dürfen, nie würde er ganz gesunken seyn.

Dieser Mann, den wir in diesem Punkte gerechtfertigt haben, bedarf es wohl kaum, daß wir ihn in Rüksicht der übrigen gerisheimischen Lästerungen entschuldigen. — Nie hatte er Agnesens Besitz auf Bedingungen gesucht, die bey den geistlichen Herrn seiner Zeit etwas gewöhnliches waren, nie hätte sie Ursach gehabt, ihn hier zurükzuweisen; die Nothwendigkeit, dieses zu thun, würde der Liebe und Hochachtung gegen ihn, bey ihr ein schnelles Ende gemacht haben. Eben so wenig wünschte sie, seine Gemahlin zu werden. Ungeachtet des fast völlig getilgten Glaubens an die Gestirne, schwebte ihr doch Sidoniens Urtheil beständig im Sinn: „Du wirst deinem Gemahl mit deiner Hand dauerndes Unglük zubringen; soll dein Gebhard diese traurige Mitgift von dir erhalten?“

Dieses unschuldige Paar war es, zu dessen Verfolgung sich jetzt alles vereinigte, sie ging zu Gerisheim so weit, daß man, bey dem star-

ken Verdacht eines geheimen Briefwechsels mit dem unglüklichen Fürsten, würklich sich der Papiere Agnesens bemächtigte, so daß Gebhards Schreiben, der großen Untersuchung nur durch die Vorsicht, oder durch die zärtliche Thorheit entgingen, die ihnen den Platz zunächst dem Herzen derjenigen anwies, an welche sie gerichtet waren.

Auch hier waren sie nicht mehr sicher, an eben dem Tage, da Agnes die ganze Sammlung ihrem Geliebten durch den gewöhnlichen treuen Boten züfertigte, hatte sie den Befehl von der Aebtißin erhalten, in Zukunft in ihrem Zimmer zu schlafen. Sie konnte die Ursach dieses Befehls muthmaßen, sie war froh, so gleich Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Geheimnisse in Sicherheit zu bringen, und lachte heimlich, als sie sich des Abends beym Auskleiden genau beobachtet merkte, und des Nachts gar deutlich die Hand einer vorwitzigen Schwester unter ihrem Kopfküssen spürte, nach Dingen zu spähen, die nun nicht mehr vorhanden waren.

Die Haussuchung, welche man in ihrer Abwesenheit auf ihrem Zimmer gethan hatte, war eben so fruchtlos abgelaufen, und in allen Zirkeln der Nonnen, ward an diesem Tage erwiesen, die Gräfin von Mannsfeld sey entweder unschuldig, oder die schlaueste Creatur unter der Sonne.

Bey der strengen Aufsicht, unter welcher die Gräfin von nun an im Kloster gehalten wurde, wäre es unmöglich gewesen, Nachricht von ihrem Freunde zu erhalten, oder ihm dergleichen zuzufertigen. Briefe auf dem gewöhnlichen Wege würden in unrechte Hände gefallen seyn; aber Gebhards vorsichtige Liebe ahndete dieses und wußte vorzubeugen.

Nicht die köllnischen Mönche allein hatten den Vorzug, einen helldenkenden Bruder Johann unter sich zu zählen, auch in dem Franziskanerkloster zu Bonn gab es, wie sich unsere Urschrift ausdrükt, Forscher und Erkenner der Wahrheit.

Gebhard, ein Herr, welcher jedermann Zutritt verstattete, selbst wenn er Ursach hatte, Zweifel in seine Redlichkeit zu setzen, lebte auch mit den Vorstehern des genannten Klosters in gutem Vernehmen, er besuchte ihre Kirche oft, bezeigte Wohlgefallen an unterschiedlichen Predigten, die er allda hörte, und nahm und gab im Umgang mit den geistlichen Herrn, so viel schöne Sentenzen, von friedlicher Verträglichkeit und Religionsduldung zum Besten, als man nur in dem Jahrhunderte, in welchem wir jetzo leben, hören mag.

Gebhard hörte alle von den Brüdern, die sich ihm nahten, und begegnete ihnen freundlich, traute aber nur einem, der sich ihm durch un-

verkennbare Proben nach und nach als einen zweyten Bruder Johann bewies, und endlich sein Vertrauen in solchem Grad erhielt, daß er sich entschloß, seiner Hülfe in einer sehr kützlichen Sache zu g brauchen.

Bruder Jakobus dachte im Grunde in allen Lehrsätzen mit Gebharden überein, mit Behutsamkeit, die keinen Verdacht der Schmeicheley übrig ließ, hatte er dies seinem vornehmen Freunde endlich eingestanden, und ziemlich freymüthig einige Lehren hinzugefügt, die der Churfürst nicht übel aufnahm, und zu mehrerer Vorsichtigkeit in seinem Betragen zu brauchen wußte. Dieser Mann war es, der Gebharden gerade an dem Tage, da er durch Agnesens letztes Schreiben aufmerksam gemacht worden war, in den Weg kam, und von ihm, nicht erst Mittheilung jener Geheimnisse, — die wußte er längst — sondern den Auftrag erhielt, hier zu rathen.

Nach vielfältigem Hin = und Herdenken auf beyden Seiten ward der Entschluß gefaßt, Agnesen künftig keine Briefe, als durch Jakobs eigene Hand, zukommen zu lassen, welchem es, vermittelst einiger Bekannten, die er zu Gerisheim hatte, nicht schwer ward, in Agnesens Kloster Zutritt zu finden.

Liebende und ihre Vertrauten verstehen sich leicht, die Unterhandlungen der Gräfin von

Mannsfeld mit einem Religiosen, der jedermann im Kloster bekannt, und nur ihr fremd war, erregten keinen Verdacht. Briefe kamen und gingen durch diesen Weg, und Plane wurden reif, deren Ausführung sich nun fast nicht länger verzögern ließ.

Es war mit der Gräfin so weit gekommen, daß sie nun sich in Gebhards Armen werfen, oder Schritte thun mußte, deren Zurüknehmung ihrem zarten Gewissen unmöglich gewesen seyn würde. Man drang in sie, endlich ein Gelübde abzulegen, zu welchem sie sich in der That ein wenig lang vorbereitet hatte. Man forschte tiefer nach ihren Grundsätzen, und da sie diese nicht allzuwohl bergen konnte, so erfolgten Drohungen, welche das Blut der Gequälten zu Eis machten, und von deren Erfüllung sie völlig überzeugt war.

Sie mußte fliehen oder sich ergeben. Jakob rieth zu keinem von beyden, seine Klugheit fand einen Mittelweg. Ohne weitere Rüksicht auf Gebhard war er zu fromm, einem mit weltlicher Liebe angefüllten Herzen zum Klostergelübde zu rathen, und zu fein fühlend, um Flucht in des Geliebten Arme zu begünstigen. Agnesens und Gebhards Schiksal jammerte ihn, aber er fühlte, daß wenigstens jetzt, ihre Verbindung Unglük für beyde seyn würde, dies hatte er Gebharden oft gesagt, dies sagte er auch der Grä-

sin, und er fand bey ihr sehr leicht Einwilligung zu dem, was er für das beste hielt.

Agnes, die die größte Zeit ihres Lebens unter Fremden zugebracht hatte, weil ihre nähern Verwandten kalt gegen sie waren, hatte noch einen Vater und einen Bruder, welche viele Jahre lang in fremden Kriegsdiensten abwesend gewesen waren, zulezt dem Kaiser wider die Türken gedient hatten, nnd nun mit dem alten Grafen, Karl Mannsfeld, Agnesens Oheim, siegreich zurükkehrten. Der Vater und der Bruder der jungen Gräfin, die sie zulezt fast noch als Kind gesehen hatten, liebten sie, und die Nachrichten des alten Grafen, ihres Verwandten, mit dem sie an der türkischen Gränze zusammen getroffen hatten, vermehrten ihre Zuneigung gegen diejenige, die sich auf des weisen Jakobs Rath jezt entschloß, sich in ihre Arme zu werfen, und bey ihnen, die allein das Recht hatten, sie zu beschüzen, Zuflucht vor den Bedrängnissen des Klosters, Zuflucht vor ihrem eigenen Herzen zu suchen.

Jakob übernahm es, den drey Helden Nachricht von ihrer Tochter, Nichte und Schwester zu geben, und sie zu ihrer Hülfe herbeyzurufen. Nachdem er dieses Geschäft wohl und glüklich verrichtet hatte, kehrte er in sein Kloster zurük, und überließ es ihren Verwandten, inskünftige

ein Schiksal zu ordnen, zu dessen Lenkung er sich nicht klug genug dünkte.

Die drey Grafen von Mannsfeld erschienen zu Gerisheim, und ihre Gegenwart gab auf einmal Agnesens Angelegenheiten ein ganz anderes Ansehn. Sie erklärten, daß die junge Gräfin, mit ihrer Bewilligung, nie den Schleyer nehmen sollte, befriedigten das Kloster mit reichen Geschenken von der türkischen Beute, hörten einige schlangenartige Ausfälle auf ihre geheime Geschichte kaltblütig an, und eilten mit der Geretteten davon nach der Freystatt, die sie ihr bereitet hatten.

Hier war es, wo Agnes sich ihren Verwandten zu Füßen warf, und ihnen alle Geheimnisse ihres Herzens enthüllte, hier war es, wo sie ihnen feyerlich zuschwur, nie einen Schritt zu begünstigen, der mit ihren Wünschen nicht übereinstimmte, und hier endlich war es, wo sich ihr Schiksal auf eine Art entwickelte, die sie zwar damals für Glük hielt, die aber — doch sollen wir unsre Leser abschrecken, diese Blätter zu Ende zu lesen?

Gebhard sahe den gutherzigen Mönch, der Agnesens Entschlüsse so vernünftig geleitet hatte, nicht zurückkommen, aber das gemeine Gerücht sagte ihm, daß sie das Kloster verlassen, und sich unter den Schutz ihrer Verwandten begeben hätte. — Die Bedrängnisse, welche Agnes im Kloster ihm zu Liebe erlitten hatte, blieben ihm nicht verschwiegen und erhöhten seine Erbitterung. Er wollte seinen Feinden zeigen, daß er sie nicht fürchte und Agnes rächen.

Sein Verlangen, sich ihren Besitz zu versichern, war jetzt auf das höchste gestiegen, und er säumte nicht, dieses Glück da zu suchen, wo es allein mit Anstand geschehen konnte, in dem Hause ihres Vaters.

Heimlich verließ er Bonn, und die Grafen von Mannsfeld sahen den vornehmen Fremden in ihrem Hause, ohne ihn zu kennen, oder sein Anbringen zu ahnden. Sein Ausserliches, das bey dem geringen Gefolg, und unter der schlechten Kleidung, die er absichtlich gewählt hatte, doch den Fürsten nicht verleugnen konnte, erregte Aufmerksamkeit, ehe er sich zu erkennen gab, und die hinreissende Beredsamkeit, einer seiner vorzüglichsten Gaben, vollendete, was schon sein erster Anblick über die Herzen gewonnen hatte.

Herr Churfürst, schrie der alte General Mannsfeld, ehe er den Eingang seiner Rede noch

ganz geendet hatte, ich kannte euch nie zuvor so, wie ich euch jetzt kennen lerne; ihr seyd so groß als unglücklich, und wir alle sind begierig zu hören, womit wir euch die Theilnahme bezeugen sollen, die Euer Schicksal bey jedem unbefangenen Herzen erregen muß.

Agnesens Bruder, ein junger Mann, voll Muth, Heldenfeuer und schwärmerischer Gefühle, schwur bey seinem Schwerde, den letzten Blutstropfen daran zu setzen, Gebhards Gerechtsame und das Beste der Religionsparthey, zu welcher er sich bekannte, gegen alle Feinde zu vertheidigen.

Ihr irrt, Herr Graf, erwiederte Gebhard mit Lächeln, wenn ihr glaubt, eure Hülfe zu suchen, sey ich hieher gekommen. Ich ehre euer tapfres Schwerd, ich werde glücklich seyn, wenn ihr es einst so siegreich für mich, als gegen die Türken braucht; aber dies wollte ich jetzt nicht. — Ein andrer Wunsch erfüllt mein Herz — Euer Haus besitzt ein Kleinod — dieses zu meinem Eigenthum zu machen — der Vater der schönen Agnes versteht mich; — auch ihr Oheim; und die Bewilligung meiner Bitte lese ich in ihres Bruders Augen,

Der wilde voreilige Friedrich Mannsfeld murmelte Bestätigung dessen, was Gebhard in seinen Augen zu lesen glaubte, der alte General nannte den Namen Carl Truchseß, mit zur Erde

gesenktem Blick, und Agnesens Vater, der all diese Zeit über geschwiegen hatte, fragte mit einem tiefen Seufzer, ob dies die Zeit sey, auf Heyrathswerbungen zu denken?

Eben jezt, jezt, mein Vater, schrie Friedrich Mannsfeld; jezt muß Gebhard beweisen, daß er seinen Feinden zu trotzen weiß, und wir? jezt müssen wir ihm Agnes geben, wenn wir uns des Verdienstes rühmen wollen, den redlichen Mann im Unglük nicht verkannt zu haben!

O mein Bruder! schrie Gebhard, indem er Friedrichen in die Arme schloß, nie will ich euch eure mächtige Vorsprache vergessen! Doch entzückt es mich, Euch zu sagen, daß ich nicht so unglücklich bin, als ihr mich haltet. Welch ein Unmensch müßt ich seyn, meine Lage mislich zu finden, und meine Geliebte, die um meinetwillen so viel erduldete, gleich zum Anfang unserer Ehe in ein Labyrinth von Elend führen zu wollen! — Nein, zugegeben, daß Pabst, Kaiser und Reich wider mich sind, so ist wenigstens die Hälfte meines Volks samt dem Domkapitul zu Kölln für mich, laßt die Mönche schweigen, so erklärt sich das ganze Lad zu meinem Besten. Mich haßt sicherlich niemand, und wie wenig man von mir zu fürchten habe, das soll mir leicht seyn, meinen befriedigten Unterthanen vor die Augen zu legen.

Nicht gut, nicht gut, Herr Churfürst! schrie

der General, ich wollte, daß man Euch fürchten müßte, dies würde Eure Sache mächtig verbessern.

Auch dieses, wenn ihr wollt, fuhr Gebhard fort; bin ich gleich aus Kölln so gut als vertrieben, so sitze ich an andern Orten desto fester. Auf meine Festungen Bonn und Kaiserswerth, glaube ich, kann ich trotzen, aus Westphalen erwarte ich ein ansehnliches Heer in den nächsten Tagen, alle protestantische Mächte müssen auf meiner Seite seyn. Pfalzgraf Kasimir hat geschworen, den lezten Blutstropfen bey mir aufzuopfern. Solms Nassau, Geroldseck und mehrere stehen an meiner Seite; glükt mirs hiezu auch die Grafen vn Mannsfeld zu gewinnen —

Ich wollte, sagte Agnesens Vater, ihr könntet euch so gewiß der nehmlichen Hülfe von England, Holland, Sachsen und Brandenburg rühmen.

Auch diese werde ich gewinnen, wenn das Glück mir nur ein wenig leiht; vor der Hand ists genug, wenn sie nur nicht wider mich sind.

Die beyden alten Grafen von Mannsfeld wollten die Sache in Ueberlegung ziehen, Friedrich fand Ueberlegung bey einer Werbung, wider die er nicht eine einige Einwendung hatte, zu langweilig. Er liebte seine Schwester mit Feuer, er hatte ihre Geschichte mit tiefer Rührung aus ihrem Munde gehört, für Gebharden war erstes Bliks eine unnennbar Zuneigung in seiner Seele

erwacht, die Verbindung mit einem mächtigen Fürsten schmeichelte seiner Eitelkeit, die Sache des Protestantismus, für die er mit schwärmerischem Eifer glühte, mischte sich hier mit ein, und machte sein Interesse desto lebhafter; auch entzückte ihn der Gedanke, bey Gebhards noch zweifelhaften Aussichten, schnell wieder Arbeit für sein Schwerd zu finden, das er höchst ungern in die Scheide stekte, und immer siegen zu sehn gewohnt war.

Er versicherte Gebharden nochmals seines Beytritts, und führte ihn, während die beyden alten Herrn der Ueberlegung pflogen, zu seiner Schwester, welche die Ankommenden auf ihrem Zimmer betend fanden, und die beym schnellen unvorbereiteten Anblick ihres Geliebten in eine Bewegung gerieth, welche sie der Ohnmacht nahe brachte.

Ueberraschung hebt alle Geseze der Zurückhaltung auf. Agnes stand auf von der Stelle, wo sie gekniet hatte, sie wollte dem Churfürsten entgegen gehen, aber sie schwankte, und Schwäche, oder Uebermaaß von Freude und Zärtlichkeit, machte, daß sie ihrem Geliebten in die Arme stürzte, welche er ihr entgegen breitete. Liebkosungen wurden gegeben und angenommen, Worte voll Liebe und Leidenschaft gewechselt, Thränen vergossen und Fragen gethan, die niemand verstand oder beantwortete.

So, schrie Friedrich Mannsfeld, der voll theilnehmenden Entzückens dabey stand, so wird meine Schwester geliebt? so liebt sie wieder? und diese Liebe sollte getrennt werden? Nein, so wahr ich Graf Mannsfeld heisse, das dulde ich nicht, und sollte ich mein Leben daran wagen!

Friedrich verließ die Liebenden, die sich wahrscheinlich viel zu sagen hatten, und ging nach dem Zimmer, wo sein Vater und sein Oheim in tiefen Beratschlagungen beysammen sassen. Der alte General hätte freylich seine Nichte dem edeln Karl Truchseß, Gebhards Bruder, lieber gegönnt, der bey dem Zug wider die Türken, durch seine ausgezeichnete Tapferkeit, vollends ganz sein Liebling geworden war, aber ach, dieser junge Held wurde seit dem lezten Treffen vermißt. Bey der großen Niederlage, die die Türken zu Jasprin, unweit Zolnok litten, focht er noch an der Seite des Erzherzogs Maximilian, aber die Freude des Siegs theilte er nicht, man suchte ihn unter den Erschlagenen, spähte nach ihm unter den Gefangenen, die der fliehende Feind durch die hämischste aller Kriegslisten davon brachte, aber er war und blieb verloren, und der Erzherzog theilte mit den Grafen von Mannsfeld die Trauer über den Verlust eines der edelsten Helden.

Er, dieser so schmerzlich beweinte Karl Truch-

ses war es, dessen Andenken jezt die Freude des alten Generals trübte; er hätte sich vielleicht eher entschlossen, sein Ja zu Agnesens Vermählung mit dem Churfürsten von Kölln zu geben, hätte es ihm nicht ein Raub gedünkt, dem einen Bruder das zuzusagen, was er dem andern lieber gegönnt hätte.

Johann Georg von Mannsfeld, Agnesens Vater, würde durch keine Bedenklichkeiten zweifelhaft erhalten, als durch die, welche sich aus Gebhards zweifelhaften Lage ergaben. Dem Churfürsten mit Leib und Leben, mit Gut und Blut zu dienen, sich für die Sache der Protestanten, die an sein Schicksal gebunden zu seyn schien, aufzuopfern, dazu war er so fest entschlossen, als der alte General und der junge Friedrich; aber seine Tochter auf einen schwankenden Fürstenstuhl zu erheben, Gebhards bedenkliche Lage durch einen gewagten Schritt zu verschlimmern, dies schien ihm mehrerer Ueberlegung werth, und sein Enschluß würde vielleicht nicht so schnell, nicht so vortheilhaft für die Liebenden ausgefallen seyn, wenn das Glück nicht der Schaale, in welcher Gebhards zweifelhaftes Schiksal lag, eben jezt durch Beytritt einiger mächtigen Freunde, das Uebergewicht gegeben hätte.

Bis jezt waren noch der Graf von Nassau und Pfalzgraf Kasimir, die mächtigsten Freunde

des Churfürsten gewesen. Den Herzog von Lauenburg rechnete er auch unter dieselben, (mit wie vielem Rechte wird man vielleicht in der Folge sehen) — aber jetzt kam die Zeit, da sich noch mächtigere Fürsten für ihn erklärten. Während der Werbung um Agnes und der genommenen Bedenkzeit, schikte der Churfürst von der Pfalz und der von Brandenburg, ihre Gesandten, Gebharden Hülfe und Vermittelung zu versprechen; er begab sich von Graf Mannsfelds Schlosse, das dieser erst kürzlich in dieser Gegend gekauft hatte, nach *) Rosenthal, die Gesandten anzuhören, und ihr Anbringen war so, daß es ihm die schönsten Aussichten gewährte, und alle Zweifel auflößte, welche Agnesens Verwandte noch hätten haben können, sie an sein ungewisses Schicksal zu fesseln.

Gebhard, von Natur geneigt leicht zu träumen und offen zu handeln, legte den Männern, die von den beyden Churfürsten an ihn abgesendet worden waren, treuherzig die ganze Lage seiner Sachen vor Augen, er verschwieg ihnen nichts, selbst den Schritt nicht, den er jezt im Begrif stand, zu thun, seine Vermählung mit Gräfin von Mannsfeld.

---

*) Roßberg nach einigen.

Ein Schimmer von Misbilligung blickte aus den Augen der beyden redlichen Männer, doch als sie hörten, wie weit die Sache schon gegangen sey, daß die Einwilligung der Verwandten, Agnesens da sey, und man die Braut nächstens zu Rosenthal erwartete, da schwiegen sie, und liessen sich Gebhards Einladung gefallen, als Zeugen bey der Trauung gegenwärtig zu seyn.

Diese Trauung ward indessen noch eine kurze Zeit durch einen Umstand aufgehalten, den wir dem Leser nicht verschweigen müssen, weil er ihm einiges Licht über das Urtheil aufstecken wird, welches damals von Gebhards und Agnesens Verehlichung gefällt ward. Gebhard hatte den schon oft genannten protestantischen Prediger Nordhausen, der sich jezt zu Bonn aufhielt, einladen lassen, die Ceremonie zu verrichten, und man sehe hier, was ihm dieser kluge Mann zur Antwort überschrieb.

Nordhausen an den Churfürsten von Kölln.

„Mit tiefer Rührung erkenne ich die Ehre, die Ew. Churfürstliche Gnaden mir zudenken. Es würde einem alten treuen Diener keine kleine Freude seyn, den Segen über eine Verbindung zu sprechen, welche sein Herr die Fülle seines Glücks nennt, aber eben diesem alten treuen Diener sey es auch erlaubt, einige Einwendun-

dungen gegen dasjenige zu machen, was meinem Urtheil nach, vielleicht nur falscher Wahn seyn könnte.

Ist Gebhard auch überzeugt, in einer Lage wie die gegenwärtige die Fülle des Glücks, in den Armen einer geliebten Gemahlin zu finden? Sind dies auch würklich die Zeiten, da wir drauf denken dürfen Ehebündnisse zu knüpfen, und frohe Hochzeitfeste zu feyern? — O, daß mein Fürst der Stimme eines redlichen Rathgebers trauen, und die Früchte des Glücks nicht früher brechen wollte, bis sie reif sind! Die Gräfin von Mannsfeld, die ihrem Gebhard ihr Herz so manches Jahr treu erhielt, wird ja gern mit ihm ruhigere Zeiten erwarten, da keine Furcht naher Trennung, keine Aussicht auf blutige Auftritte ihre Freuden trüben, da nicht die Besorgniß sie wird beunruhigen dürfen: Was wohl die Welt von dem Gelübde denken möchte, das sie heute beschworen hat.

O mein Fürst, die Welt ist nur gar zu geneigt, demjenigen, den sie einmal haßt, Fehler aufzubürden, mit denen sie ihre Verfolgungen beschönigen kann! — Diejenigen, welche bisher keine Ursache hatten zu zweifeln, Gebhard habe aus redlicher Ueberzeugung sich zum Protestantismus gewandt, werden gar bald den edlen Entschluß, den er, ich weiß es, blos der Wahrheit zu Liebe faßte, auf Weiberliebe rechnen. Gebhard, werden

werden sie sagen, ward treulos an seiner Kirche, weil eine andre ihm Freyheit ließ, ehelich zu werden. Diejenigen, welche euch vorher bewunderten, anhiengen, zu helfen gesonnen waren, werden lächelnd an die Seite treten, und sprechen: was ists noth Blut zu vergiessen, damit ein geistlicher Fürst sich vermählen darf? er fechte die Sache seiner Liebe allein aus, oder er thue Verzicht auf den Fürstenhut, so wird niemand seinen Wünschen weiter entgegen seyn; — und ihr, ihr werdet den blos, vertheidigungslos, dem Unglück preis gegeben sehen, noch mehr, ihr werdet die, welche ihr liebt, mit euch unglücklich machen, blos — weil ihr einen voreiligen Schritt thatet, der, wenn Liebe Beständigkeit und geduldiges Ausharren zu Begleiterinnen hat, noch Jahre lang hätte verschoben bleiben können.

Bedenket, o bedenket mein theurer Fürst, was für Schade für den Protestantismus, was für Aergerniß für schwache Seelen, was für Unglück für euch selbst aus dem entstehen wird, welchem ich für den gegenwärtigen Augenblick, schlechterdings meinen Beyfall versagen muß. — Ich wünschte, der Churfürst von Kölln kehrte statt der Feyer der Hochzeitfeste lieber in seine Stadt zurück, wo seine Gegenwart beginnt höchlich noth zu werden.

Graf Neumark ist, wie aus vergangenen Dingen schon zur Gnüge erhellt, so voreilig als edel und gutmeinend er ist; kein Mensch kann seinem Herrn treuer dienen als er, aber eben diese Treue macht ihn zu Schritten geneigt, welche man auf die Rechnung seines Fürsten schreiben, und ihn dafür büßen lassen könnte.

Von den übrigen Verhältnissen in dieser Stadt kann ich wegen der Furcht der Weitschweifigkeit nicht viel gedenken. Ob dem Bürgermeister zu Bonn, Michael Pirklern, ganz zu trauen sey, weiß ich nicht; auch wider die falschfreundlichen Franziskaner habe ich Zweifel. Wo ist der ehrliche Bruder Jacob hingekommen, den Ew. Churfürstlichen Gnaden vor einiger Zeit in Geschäften nach Gerisheim schickten? Nach seinem Kloster zurückgekehrt ist er, das weiß ich aus den Nachforschungen, zu denen mich die Besorgniß um ihn anreitzte, aber — hier stocken meine Nachrichten! — Hat er vielleicht für die, seinem Fürsten erzeigte Treue büssen müssen? und ist das Verfahren gegen den Diener vielleicht Unterpfand von dem, was man gern wider den Herrn verüben möchte?

Ew. Churfürstlichen Gnaden empfahlen uns bey Dero heimlichen Abreise das Einverständniß mit dem grossen köllnischen Domherrn, dem Herzog von Lauenburg, zu unterhalten, aber ohne unsere Schuld ist dieses gänzlich abgeschnitten,

ich weiß nicht, was klügere, als ich, hiervon denken mögen, aber so viel ist mir längst bekannt, daß der Domherr gern Churfürst seyn möchte, und also nicht der lezte seyn wird, seinen Herrn von seiner Stelle zu drängen.

Verzeihet, mein Fürst, daß ich auch Wermuth in eure Hochzeitfreude mischte, ich gestehe es offenherzig, ich wünschte nicht allein sie zu verbittern, nein, vor jetzt gänzlich zu verschieben. Mislang mein wahrhaftig treugemeintes Vorhaben, so bitte ich nur dieses, man fordere mich nicht auf zu Knüpfung eines Bandes, dem so viel Unheil droht, ein anderer genießt die Ehre, die mir zugedacht war, ich denke meinem Herrn hier zu Bonn nützlicher dienen zu können, als am rosenfeldischen Traualtar.

Ein Brief, wie dieser, hätte wohl Aufmerksamkeit verdient, aber er war zu unangenehm zu gefallen, zu lang, um ganz gelesen zu werden. Gebhard legte ihn unwillig auf die Seite, und war sich aus dem wenigen, was er von demselben begriff, nur zweyer Nothwendigkeiten bewußt, — ihn vor Agnes zu verbergen, und auf einen andern Prediger zu Vollziehung des Bündnisses zu denken, das nun einmal für seine Wünsche nicht weiter hinausgesezt werden durfte.

Zacharias Ursinus, einer von den jungen Feuerpredigern, deren wir im Anfang der köllnischen Unruhen gedachten, wurde herbeygerufen, und verrichtete willig und ohne Bedenken, was dem grämlichen Nordhausen, diesen Namen erhielt er von Gebhards Schmeichlern, zu thun nicht gelegen gewesen war.

Agnes erschien an dem bestimmten Tage zu Schloß Rosenthal, Niemand begleitete sie als ihr Vater, Bruder und Oheim, nebst einer von ihren verheyratheten Schwestern. Sie war schön wie ein Engel, aber tiefe Trauer umhüllte ihr Gesicht, und jede ihrer Reden zeigte, daß Gebhard, wenn ihm an Vollziehung seines Glücks gelegen war, wohl gethan hatte, Nordhausens Brief nicht vor ihre Augen kommen zu lassen! — Ach ihr Herz war ohnedem nur allzusehr von schwermüthigen Träumen beängstigt, sie bekämpfte ihre Zweifel und nannte sie Hirngespinste, weil sie sie lediglich für Folgen des ehemaligen Glaubens an die leidige Astrologie und ihre Vorhersagungen annahm; aber immer kehrte sie zurück, und stimmten so gut mit der augenscheinlichen Lage der Sachen zusammen, daß würklich Ueberwindung dazu gehörte, zu thun was sie that, heimlichen Gram vor ihrem Geliebten verbergen, und ihm mit heiterer Miene am Altar die Hand zu geben.

Gebhard fühlte sich glücklich im Besitz seiner Geliebten, und es gelang ihm endlich, auch sie zu ruhiger Freude zu stimmen. Die alten Grafen von Mannsfeld waren gutes Muths, die beyden Gesandten und die Schwester der nunmehrigen Churfürstin waren zu artig, um eine Hochzeitlust mit finstern Mienen zu verderben, aber niemand erzeigte sich fröhlicher als Friedrich Mannsfeld, Agnesens Bruder; diese Vermählung schien ihm nicht nur Glück für eine geliebte Schwester, nein, auch das seinige zu seyn, sie war, so meynte er das Signal zu neuen Heldenthaten. Bey Aussichten, wie die gegenwärtigen, konnte das Schwerd nicht so lang in der Scheide bleiben, und schon rechnete er aus, in welcher Gegend es am ersten blinken würde.

Er so wohl als die beyden alten Grafen waren nach Abzug der Gesandten, die ein wenig kaltsinnig schieden, der Meynung, man müsse nun nicht säumen nach Bonn aufzubrechen. Gebhard, der jetzt Muse gehabt hatte, Nordhausens treuherzigen Brief zu Ende zu lesen, und der das Ende desselben ziemlich bedenklich fand, ward der nehmlichen Meynung, und Agnes willigte ein, wie sie in alles, was Gebhard wollte, zu willigen pflegte.

Der Churfürst, auf eine Sicherheit trauend, deren Grund er in seinem kühnen und schuld-

losen Herzen fand, führte wenig bewaffnete Begleiter mit sich, aber sein treuer Freund, der Pfalzgraf Kasimir, der seiner in der Nachbarschaft von Bonn wartete, sandte ihm einen Trupp Reuter entgegen, die mit den Leuten der Grafen von Mannsfeld ein ganz artiges Corps formirten, das sich allenfalls vor keinem Feinde, der in dieser Gegend zu erwarten war, scheuen durfte.

Die Zusammenkunft der beyden Freunde war voll herzlicher Freude. Der Pfalzgraf bewillkommte die Churfürstin, und sagte ihr mit der Redlichkeit des Deutschen, und mit der an französischem und englischen Hofe erlernten Feinheit, alles was ihm die Bewunderung ihrer Person, und die Freundschaft für ihren Gemahl eingeben konnte. Sie ist so schön als die bewunderte Königin von Schottland, für die ich sie schier selbst gehalten hätte, sagte er zu Gebharden, aber sie ist reizender als sie. Marien fehlt Agnesens Jugendblüthe, fehlt die holde Sittsamkeit, die aus diesen Augen leuchtet, und die Tugend und Treue, die gewiß, gewiß in diesem Herzen lebt.

Agnes suchte ihren Lobredner bescheidentlich von diesem Tone abzulenken, der ihr nicht sonderlich gefiel, sie konnte sich nie mit der schottischen Marie vergleichen hören, daß ihr nicht die

fatalen Abentheuer mit dem Herzog von Orkney einfielen, die sie so sehr zu vergessen wünschte; auch kam die Unterhaltung bald auf andere Gegenstände.

Wer mögen die Leute gewesen seyn, fragte Gebhard den Pfalzgrafen, die uns gestern gegen Mitternacht begegneten? die Nacht war stürmisch und ungestüm, sich aufzuhalten würde, aus mehr als einer Ursach, bedenklich gewesen seyn, aber der Aufzug reitzte meine ganze Neugier, die Leute schienen von den unsern zu seyn, sie hatten einige beladene Wagen bey sich, und schienen von Bonn zu kommen.

Ich will nicht hoffen, erwiederte der Pfalzgraf, daß Neumark den unbesonnenen Anschlag ausgeführt habe, den er mir neulich vertraute.

Welchen Anschlag?

Das erzbischöfliche Archiv zu entführen, und es zu eurem Besten zu Godesberg zu bergen.

Gott, welch ein Einfall! Läßt sich der Vortheil, den mir dieser Raub bringen kann, wohl mit dem Schaden vergleichen, der mir aus so einer Gewaltthat erwachsen muß? — Steht es mit mir schon so schlecht, daß ich meine eigene Stadt berauben muß, um mir Nutzen zu schaffen?

Herr Churfürst, es steht in der That nicht allerdings wohl zu Bonn, und die Gewaffneten, welche wir um uns haben, möchten uns nicht

unnütz seyn, unsern Einzug zu sichern. Michael Pirkler spielt die Rolle des Aufwieglers unter der Bürgerschaft, und die Franziskaner thun das nehmliche unter der Geistlichkeit. Neumark hat vielleicht so unrecht nicht gethan, einen Schatz zu entführen, nach welchem die Mönche schon beyde Hände ausgestrekt hatten.

Herr Pfalzgraf, rief hier der junge Friedrich Mannsfeld, welchem Gebhard Nordhausens Brief hatte lesen lassen, und der durch einen Theil desselben sehr beunruhigt worden war, erlaubt, daß ich eine Frage an euch thue, deren Beantwortung für mich Eile hat: In dem Franziskanerkloster lebte ein Mönch, der ausser den Verdiensten, die ihn auch euch können bekannt gemacht haben, um mich noch das besondere Verdienst hatte, der Lehrer meiner Jugend gewesen zu seyn. Sein Klostername war Jakobus; er erzeigte meinem Hause nur noch neuerlich dadurch einen wesentlichen Dienst, daß er ihm meine damals sehr unglükliche Schwester in die Arme lieferte. Alle Liebe und Freundschaft erneuerte sich bey mir durch seinen Anblik, er schied von uns um in sein Kloster zurükzukehren. Lebt er noch und wie gehts ihm? Ich habe Ursach über sein Schiksal zweifelhaft zu seyn.

Zweifelhaft? wiederholte der Pfalzgraf, dieses zu seyn hat wohl nun kein Mensch fernere Ur-

sach. Sein Schiksal ist bekannt; er ist nicht mehr!

Ausrufungen des Schmerzes und des Erstaunens unterbrachen hier den Pfalzgrafen von allen Seiten, der seine kurze Trauergeschichte auf folgende Art endete.

Jakobs Treue gegen seinen Herrn, und die heimliche Anhänglichkeit an die Lehre, zu welcher wir uns alle bekennen, hat ihm den Tod gebracht. Er war keinem unter uns unbekannt, wir alle, die wir denken, wie der fromme Alte in der Stille dachte, wurden unruhig, von seiner Rükkunft ins Kloster zu wissen, ohne ihn wieder zu sehen; durch emsige Nachforschungen ward es uns gewiß, daß man ihn nach Ueberweisung seiner sogenannten Verbrechen — (dergleichen Ueberweisungen sind in Klöstern etwas leichtes) — eine Zeitlang in harter Gefangenschaft hielt, und ihm denn den Tod gab.

Es war niemand in der Gesellschaft, den Jakobs Schiksal nicht auf das lebhafteste intereßirt hätte, alle beklagten ihn, und fluchten seinen Mördern; Agnes weinte, und beschuldigte sich die Ursach seines Todes zu seyn, aber Friedrich Mannsfeld fühlte Regungen, wie sie seiner Liebe für seinen Lehrer, seinem Haß alles Unrechts, und seinem wilden Temperamente angemessen waren; — der Ausbruch derselben würde gewaltsam gewesen seyn, noch hatte er Mäs-

ſigung genug, Verletzung des Wohlſtandes durch ſchnelle Entfernung zu vermeiden; — Was er in der Einſamkeit, die er ſuchte, dachte, fühlte, und ausſann, wird die Folge lehren.

Die Nachrichten, welche Gebhard hier vernahm, konnten ihm nicht gleichgültig ſeyn, und Agnes fühlte in denſelben die erſten Leiden ihres kummervollen Eheſtandes. — Die Reiſe nach Bonn wurde mit gleicher Eil und Vorſichtigkeit fortgeſetzt, und es fand ſich, daß beydes ſo wenig vergeblich geweſen war, als der Entſchluß, ſich nicht ohne zahlreiche Begleitung den Thoren zu nahen, die billig ihrem Fürſten hätten offen ſtehen ſollen.

Gebhard fand ſie nicht geöfnet; mit gewaffneter Hand mußte er ſich Eingang verſchaffen, und da Friedrich Mannsfeld überall an der Spitze war, ſo läßt ſich urtheilen, ob hier Blut gefloſſen ſeyn mag. Dieſer junge Löwe ſchäumte Rache, der Pfalzgraf mußte es ihm mit Ernſt zu Gemüth führen, daß hier keine feindliche Stadt mit Sturm zu erobern wäre, und daß es Vorſichtigkeit bedürfe, um dem, dem man helfen wollte, durch Ungeſtüm nicht mehr zu ſchaden. Wär es nach Friedrichen gegangen, wenigſtens das Franziskanerkloſter, wo Bruder Jakobs Blut um Rache ſchrie, hätte der Wuth der Soldaten Preis gegeben und geſchleift werden müſſen. Mit ſolchen Gewaltthaten den

Anfang zu machen, würde wahrhaftig zu tödlich, als vortheilhaft für den Churfürsten gewesen seyn, Friedrich erhielt eine nachdrükliche Weisung, und mußte seine Rache auf bessere Gelegenheit aufsparen, die sich bald fand, da sich der klagenden Stimmen mehr wider die Franziskaner erhuben, und es Gebharden, so wie er sich in Bonn fest gesetzt hatte, fast zur Pflicht machten, diese boshaften Mönche aus der Stadt zu treiben, und sich ihres Klosters zu bemächtigen.

Gebhard begann jetzt einiger Ruhe zu geniessen er gewann nach und nach das unselige Talent, sich über traurige Aspekten hinauszusetzen, und die Stimme des Volks für nichts zu achten. Die Stadt hatte ihn wider Willen aufnehmen müssen, er hatte es gewagt, eins ihrer vornehmsten Klöster von seinen Bewohnern zu leeren. Der Raub des erzbischöflichen Archivs kam auf seine Rechnung, einige setzten auch noch Plünderung des erzbischöflichen Schatzes hinzu, wovon wir aber nichts wissen, es müßte denn seyn, daß die Geldgier der schlechtbesoldeten Kriegsleute, und die Nothwendigkeit hier und da die Ruhe mit Golde zu erkaufen, Gebharden genöthigt hätte, etwas von Schätzen anzugreifen, die hier ungenutzt vermoderten.

Zu dem Unwillen, den diese Dinge bey dem Volke erregten, kam auch noch der Verdruß

über Gebhards Vermählung. Die Schönheit und Huld der Churfürstin verminderte nicht das Vorurtheil, das man wider die Ehe eines geistlichen Fürsten hatte, ihre Milde, die überall Wohlthaten ausstreute, ward schief beurtheilt. Der undankbare Pöbel murmelte, Agnes wollte die Gemüther der Bürger zu Bonn mit ihrem eigenen Gelde erkaufen, von dem beraubten erzbischöflichen Schatze, sey noch wohl ein kleiner Theil auf die Armen der erzbischöflichen Stadt zu verwenden, und was der Lästerungen mehr waren, welche die fromme Churfürstin nicht treffen konnten, ja die sie nicht einmal erfuhr. Was ihre freygebige Hand ausspendete, waren kleine Gaben, die ihr die türkische Beute, General Mannsfelds Hochzeitgeschenk, erleichterte, sonst besaß sie nichts. Weder als Geliebte, noch als Gemahlin duldete sie, daß Gebhard ihr seine Liebe durch Geschenke bewies, sie war eine gute Wirthschafterin, brauchte für sich wenig, und kannte die grossen Kosten, die die gegenwärtigen bedenklichen Zeitläufte erforderten. Der einige Aufwand, den sie machte, ging auf Handlungen der Mildigkeit, zu denen sie freylich sich immer reich genug fühlte.

Gebhard, nicht ganz so weise und mäßig als sie, und ein wenig zu kühn auf das falsche Lächeln des Glüks, besann sich jetzt, da er zu Bonn Ruhe hatte und zu haben glaubte, daß

der glüklichste Tag seines Lebens, sein Hochzeittag, mit einer angebeteten Gemahlin zu Rosenthal nicht ganz so gefeyert worden war, wie es die Größe des Festes erforderte. Der Pfalzgraf sein Freund, jung und ein Liebhaber des Vergnügens wie er, rieth das Versäumte nach zu holen, und machte einige Plane zu Lustbarkeiten, die wahrhaftig keinen Fehler hatten, als daß sie ein wenig kostspielig waren; er selbst sah diesen Fehler ein, und sorgte dafür ihn zu vermindern.

Kasimir war ein reicher Herr, war Gebhards Freund, und wußte seine Sachen so fein einzurichten, daß man ohne ihn zu beleidigen, nicht widersprechen durfte; Dinge, die nur den drey Hauptpersonen bekannt waren, und dem Pöbel Raum zu neuen Lästerungen gaben. Das Volk staunte die prächtigen Zurüstungen an, und meynte, das hätten die alten heiligen Erzbischöffe nicht gemeynt, daß ihre gesammelten Schätze einst zum Hochzeitfeste eines ihrer Nachfolger sollten vergeudet werden.

Agnes und Gebhard, welche nichts von dem wußten, was das Volk murmelte, sahen mit unschuldiger Freude der Geschäftigkeit ihres edeln Freundes zu, den sie nur zuweilen zu erinnern wagten, er möchte sich das Verlangen ihrem Fest Ehre zu machen, nicht so weit treiben las-

sen. — Agnes hatte jetzt einmal, da alles aufgeboten wurde, sie aufzuheitern, die Last der Sorgen ganz von ihrem Herzen geworfen, und trauerte nur darüber, daß ihr Bruder, den sie unaussprechlich liebte, nicht Zeuge von des Pfalzgrafen ganz neuen, zuvor nur an den Höfen von Frankreich und England gesehenen Entwürfen seyn sollte. — Friedrich Mannsfeld war jung und feurig er liebte Lust und Lachen, seine Gegenwart würde hier nicht überflüßig gewesen seyn; aber er liebte Ruhm und Heldenthaten noch mehr, und darum war er gleich in den ersten Tagen der zu Bonn wiederhergestellten Ruhe, mit dem Grafen Solms nach Kaiserswerth gezogen, um diese Festung gegen wahrscheinliche Angriffe des Feindes zu vertheidigen.

Damals, als die Helden Bonn verliessen, wußte man noch nicht, wen man eigentlich zu fürchten habe, aber seit dem der Ausspruch des Reichstags zu Augspurg für Gebharden nachtheilig ausgefallen war, hatte sich die Sache deutlicher entwickelt, und der Churfürst konnte, um mich der Worte eines alten Schriftstellers zu bedienen, „sehen, wenn er sehen wollte, daß er schier so viel Feinde als Haar auf seinem Haupte hatte, (und seine Churfürstliche Gnaden prangten, seitdem sie die Kutte abgelegt hatten, wieder mit einem stattlichen Wuchs von geringelten Locken)“

Unter Gebhards Feinden zeichnete sich besonders aus, der Domherr Friedrich von Lauenburg, der, wie Nordhusius in seinem Briefe, lang vorher angedeutet hatte, ohne Glauben zu finden, nach der Churwürde trachtete, und aus einem verstellten Freunde ein mächtiger Widersacher geworden war. Gegenwärtig hatte er die Larve so ganz abgelegt, daß er, während der Churfürst alle Tage seine Beantwortung eines Briefs erwartete, in welchem ihm allerley gütliche Verhandlungen mit Gebhards köllnischen Gegnern aufgetragen waren, selbst die Waffen anlegte, und einen Theil der kaiserlichen Völker, die ihm untergeben wurden, wider Kaiserswerth anführte, indessen der Herzog von Parma mit den andern auf Brüel losging.

Zu Bonn dachte man auf nichts, als Hochzeitfreude. Der erste der festlichen Tage wurde mit einem Kirchgange begonnen, der dem Volke das erste Aergerniß gab. Es konnte sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, seinen geistlichen, von rechtswegen christkatholischen Fürsten, an der Hand einer Gemahlin den protestantischen Gottesdienst besuchen zu sehen, und nur die starke Bedeckung von den Soldaten des Pfalzgrafen schützte sie, als sie mit ihm nach dem Schlosse zurükfuhren, vor Beschimpfung.

Dem Kirchgange folgte ein köstliches Mahl, bey welchem keiner der Vornehmen der Stadt,

selbst Michael Pirkler, nicht fehlen durften. Der Nachmittag — damals pflegte man nur von eilf bis drey Uhr zu tafeln — war einer Art von Schauspiel gewidmet, bey welchem der Pfalzgraf all seine Erfindungskraft erschöpft hatte, und das den Zuschauern, welche die churfürstliche Gnade zuließ, nur darum üppig und unziemend dünkte, weil es prächtig und ausländisch war.

Agnesens unschuldiges Herz schwamm in frohen Gefühlen, so etwas bezauberndes hatte sie selbst bey Rudolfs Krönungsfeyer, am kaiserlichen Hofe, da es überhaupt ein wenig steif zuging, nicht gesehen; sie dankte dem Pfalzgrafen mit Rührung für die fröhlichen Stunden, die er ihr machte, und er antwortete ihr wie ein Mann, der die glänzenden Höfe Franz des Zweyten, und der schottischen Marie gesehen hatte. — Neue Ursach für die Aufmerker zu Hohnlächeln, und Folgerungen zu machen, wie sie in Herzen wie die ihrigen ausgehekt werden konnten.

Ein Glük war es für Gebharden und seine Gemahlin, daß sie sich der Würde ihres Standes hinlänglich bewußt blieben, um keinen Theil an dem Tanze zu nehmen, der das Fest beschloß. Einen geistlichen Churfürsten tanzen zu sehen, dies wär zu viel für die strengen Einwohner der erzbischöflichen Stadt gewesen, und hätte

augenbliklich üble Folgen nach sich ziehen müssen.

Man ging spät zur Ruhe, und dachte den nächsten Tag, und noch einige folgende, in ähnlicher Freude hinzubringen; aber schon des andern Morgens schüttelte das böße Gerücht einige Nachrichten von seinen Rabenflügeln, die die ganze Lust störten, und nur gar zu schnell bestättigt wurden.

Zur nehmlichen Stunde, da zu Bonn alles von Lust und Lachen ertönte, brachen in ziemlicher Nähe die Wolken des Ungewitters los; Kaiserswerth war übergegangen, der Herzog von Lauenburg war Meister dieser starken Veste, Graf Solms schwerlich verwundet, und der tapfere Friedrich von Mannsfeld in Vertheidigung der Mauern eine Beute des Todes geworden.

Wer mißt das Entsetzen des Churfürsten und seines Freundes, wer zählt Agnesens Thränen, die auf die Leiche eines angebeteten Bruders, welche jetzt zur Beerdigung herüber gebracht ward, vergossen wurden!

Gebhard und der Pfalzgraf zogen all diejenigen zusammen, deren Treue sie glaubten trauen zu können, und unter denen sich unglüklicher

Weise auch der falschfreundliche Michael Pirkler befand. Hier wurde Rath über die Einrichtung des künftigen Verfahrens gepflogen, dort wurden Anstalten zum schleunigen Aufbruch, niemand wußte nach welcher Gegend, gemacht, indessen die unglükliche Churfürstin sich einsam unter ihren weinenden Frauen befand, und niemand hatte, der ihr Trost einsprach, als den ehrwürdigen Nordhausen, welcher bey ihrer Ankunft zu Bonn ihr Zutrauen gleich erstes Bliks gewonnen hatte, ungeachtet er wenig freundliche Mienen von dem Churfürsten erhielt, der ihm jenen warnenden vor Agnes verborgenen Brief noch nicht vergessen konnte.

Die Churfürstin lag von Thränen und Angst bis zum Tode ermattet auf dem Bette, der treuherzige Prediger saß an ihrer Seite, und lehrte sie durch mächtigen Herz erfreuenden Zuspruch, den Tod ihres Lieblings als eine Christin betrauren, und durch die Unglükswolke hinauf nach dem heitern Himmel sehen. Keine von den gewöhnlichen Sentenzen verschmähter Warner ging über seine Lippen, er wußte, Agnes war die nicht, welche seine Warnung verschmäht hätte, auch fühlte er, daß alles, was er selbst Gebharden hierüber sagen könnte, zu spät kommen und unzeitig seyn würde.

Gebhard trat herein, als der tröstende Engel noch an Agnesens Lager saß.

Ich finde euch in schlimmer Gesellschaft, rief er, indem er einen verdrüßlichen Blik auf Nordhausen warf. Hier werdet ihr vermuthlich nichts hören, als daß es nicht anders habe kommen können, als es nun gekommen ist, und daß es anders hätte gehen sollen, wenn man ungeforderten Rathschlägen gefolgt hätte.

Was versehen ist, läßt sich nicht zurükbringen; erwiederte Nordhausen mit Würde. Die Churfürstin, welche hier nichts versah, bedarf keiner Vorwürfe, sondern Trost.

Was sagt er euch, meine Geliebte? fragte Gebhard seine Gemahlin.

In der That, erwiederte sie, er hat mich ganz getröstet, zwar den, den sie jezt begraben, bringt mir kein Trost zurük, um ihn werden ewig meine Thränen fliessen; aber übrigens, was ists denn, warum wir trauren? Kaiserswerth ist über; nun wohl! Nordhausen sagt mir, daß mit dieser Festung noch bey weitem nicht alles verloren ist.

Eine mächtige Neuigkeit, die er euch hier sagt! die Frage ist jezt, was nun zu thun sey?

O, ehrwürdiger Herr, rief Agnes, indem sie sich zu Nordhausen wandte, ihr tröstet so schön, könnt ihr nicht auch rathen?

O ja, gnädige Frau, wenn man mich auffordert. — Zum Beyspiel hier würde ich rathen, Unterhandlung mit dem Kaiser zu suchen, zu

besserer Sicherheit die westphälischen Völker vollends herein zu ziehen, den Pfalzgrafen mit einem Theil derselben dem Herzog von Parma entgegen gehen zu lassen, inzwischen aber Bonn ja nicht zu verlassen, sie ist fest genug ihren Herrn zu schützen, und hat Einwohner, auf welche zu bauen ist, wenn man ihre Treue zu wecken weiß.

Bonn nicht verlassen? schrie Gebhard. Gerade das Gegentheil! Der allgemeine Schluß geht dahin, daß der Pfalzgraf hier bleibt, die Stadt zu bewahren, indessen ich nach Westphalen, den Völkern entgegen ziehe. —

Und ich? fragte die weinende Churfürstin.

Und ihr, meine Theure, euch die erste Trennung von eurem Gemahl gefallen lasset, und seine Wiederkunft auf meinem festen Schloß Godesberg erwartet.

Nun wahrhaftig, schrie Nordhausen, hier höre ich ganz Michael Pirklers Stimme, so konnte nur e r rathen! — O mein Fürst, daß euch nicht einst das diesem Manne geschenkte Zutrauen getreue!

Nordhausen entfernte sich, und ließ den Churfürsten bey seiner Gemahlin allein, die von ihm die Verhandlungen im Rathe, wo Michael Pirkler das grosse Wort führte, umständlich erfuhr, und sich denn, voll geduldiger Folgsamkeit von ihrem Bette erhub, um sich zu der Reise zu

rüsten, welche noch diese Nacht sollte angetreten werden.

Sie ließ Nordhausen bitten, sie zu begleiten, dieser aber hatte zwo Ursachen nein zu sagen, die eine, die Ueberzeugung, daß ihn Gebhard nicht gern bey seiner Gemahlin sehe, die zweyte, die Nothwendigkeit hier zu bleiben, um für den Fürsten, dem er mit fester Treue anhing, noch irgend etwas gutes auszurichten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte, 1752-1819

Gebhard Truchses von Waldburg, Churfürst von Cöln, oder die astrologischen Fürsten

Bd.: Erster Theil

Frankfurt [u.a.] 1792

P.o.germ. 1200 i-23/24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117608-7
VD18 80098398-001